

:GLAUBEN

„Der Jünger, den Jesus liebte“

Was macht das Johannes-Evangelium so besonders?



Was ist das für ein Mensch, der in einem Bericht, der ihn selber sehr wohl betrifft, den eigenen Namen geheim hält und sich stattdessen dreimal einer besonderen Umschreibung bedient: „Der Jünger, den Jesus liebte“ (Johannes 13,23-26; 19,26f.; 20,2ff)?

Das Verhältnis zwischen Jesus und Johannes schlägt sich im Evangelium nieder und zieht sich wie eine Linie hindurch. Dieser Spur versuchen wir nun zu folgen.

Eine spezielle Freundschaft

Als ich in einer Predigt einmal sagte, dass Jesus offensichtlich auch eine spezielle Zuneigung zu Menschen kannte und nicht nur eine allgemeine Menschenliebe, erntete ich Widerspruch: „Ein gerechter und liebender Gott muss doch alle gleich gern haben!“

Lassen wir diese Ansicht zunächst einmal stehen. Es ist ja schließlich möglich, die Formulierung vom geliebten Jünger viel allgemeiner zu verstehen, wie eine Art Feststellung: „ein Jünger, welcher von Jesus geliebt wurde“. Dann träfe diese Aussage auch auf die anderen Jünger zu.

Aber manche Beobachtungen werden uns doch vermuten lassen, dass zwischen Jesus und diesem Jünger eine größere Nähe bestanden hat. Er zieht uns

in seinem Evangelium in intimere Begegnungen mit Jesus, wie sie so in den anderen Evangelien nicht vorkommen. Da ist zum Beispiel das lange Gebet zwischen Jesus und seinem Vater im Kapitel 17. Um das persönliche Gebet eines beliebigen Menschen mit Gott mitzubekommen und sogar aufschreiben zu können, muss man der Person schon sehr nah gekommen sein und ihr Vertrauen genießen. Johannes muss dieses Gebet gehört haben, um es so wiedergeben zu können.

Dann liegt Johannes am Abend der Fußwaschung auf dem Ehrenplatz vor Jesus im Rahmen des letzten Passahfestes. Er ist ihm auch persönlich so nahe, dass er es wagt, eine ganz peinliche Frage zu stellen: „Wer wird dich verraten?“ Die anderen haben sich offensichtlich nicht getraut, diese Frage zu stellen. Wer stellt so eine schicksalsträchtige Frage, wenn nicht ein naher Freund?

Als weitere Beobachtung sei der Passionsweg genannt. Johannes wird der Anhänger Jesu sein, der bei der Gerichtsverhandlung gegen Jesus ganz nah dabei ist. Wie sonst hätte der Evangelist so detailgetreu den Inhalt des Dialoges zwischen Pilatus und Jesus wiedergeben können? Und der namenlose Jünger ist es auch, der sich traut, mit unter das Kreuz zu gehen. Wie sonst hätte es dazu kommen können, dass Jesus seine Mutter Maria unter die besondere Fürsorge die-

ses Jüngers stellt, wenn nicht ein starkes Vertrauensverhältnis bestanden hätte? Die anderen Jünger sind weg.

Alles spricht dafür, dass zwischen diesen beiden Männern eine tragende Freundschaft gewachsen war.

Eine spezielle Bezeichnung

Die Zurückhaltung, den eigenen Namen zu gebrauchen, kann unterschiedlich gedeutet werden. Zum einen kann es eine Vorsichtsmaßnahme sein, die den Verfasser vor der Verfolgung römischer Behörden schützen soll. Zum anderen kann es auch der Wunsch des Autors sein, bescheiden zu bleiben und die Erwähnung seiner Sonderstellung nicht als Mittel der Selbstdarstellung zu missbrauchen.

Vielleicht ist gerade die geheimnisvolle Redewendung vom „geliebten Jünger“ der Versuch, dem Evangelium seine Berechtigung zu geben. Das Evangelium wäre eine Art Ergänzung zu den anderen drei Evangelien aus der Sicht eines besonderen Freundes. Das würde die Details erklären, die sonst niemand erwähnt hat. Das ganze Evangelium ist voll von sogenanntem „Sondergut“, also Berichten, die in den ersten drei Evangelien fehlen. Es könnte leicht vermutet werden,

Der Jünger Johannes ...

Der Apostel Johannes ist uns deshalb so vertraut, weil er so viele neutestamentliche Bücher schrieb. Er verfasste ein Evangelium und drei Briefe, die seinen Namen tragen, sowie das Buch der Offenbarung. Abgesehen von Lukas und dem Apostel Paulus war Johannes mehr an der Entstehung des Neuen Testaments beteiligt als jeder andere menschliche Verfasser. Daher gibt die Schrift uns viele Einblicke in seine Persönlichkeit und seinen Charakter. Die meisten Informationen über ihn stammen aus seinen eigenen Schriften. Sein Evangelium vermittelt uns seine Sicht von Christus. Aus seinen Briefen erfahren wir etwas über seinen Umgang mit der Gemeinde. Und das Buch der Offenbarung gewährt uns durch die Visionen, die Gott ihm gab, einen Blick in die Zukunft.

Sowohl die Schrift als auch die Geschichtsschreibung berichten, dass Johannes in der frühen Gemeinde eine wesentliche Rolle spielte. Natürlich gehörte auch er zum vertrautesten Kreis des Herrn, doch war er keineswegs ein dominierendes Mitglied dieser Gruppe.

Wenn wir heute an Johannes denken, haben wir für gewöhnlich einen gutherzigen, älteren Apostel vor Augen. Kurz vor Ende des ersten Jahrhunderts wurde er als erfahrener Apostel in der Gemeinde geliebt und für seine Hingabe an Christus und seine große Liebe für alle Heiligen respektiert. Genau aus diesem Grund verdiente er sich den Beinamen „Apostel der Liebe“.

Seine Liebe hob nicht seine Leidenschaft für die Wahrheit auf. Vielmehr verschaffte sie ihm das Gleichgewicht, das er benötigte. Bis zum Lebensende bewahrte er sich eine tiefe und bleibende Liebe zu Gottes Wahrheit und verkündigte sie mutig bis zum Schluss.

Johannes' Eifer für die Wahrheit hat seinen Schreibstil geprägt. Er denkt und schreibt in absoluten Begriffen. Er behandelt Gewissheiten. Bei ihm ist alles eindeutig.

Die meisten frühkirchlichen Berichte geben an, Johannes sei während der Herrschaft des Kaisers Trajan um 98 n. Chr. gestorben.

Zitiert aus: J.M.Arthur, Zwölf ganz normale Menschen, CLV

hier hätte jemand seiner Fantasie freien Lauf gelassen. Wenn der Autor aber Jesus nähergekommen ist, als die meisten anderen, erklären sich die Besonderheiten.

Sieht man aber mal von den ganzen Vermutungen ab und nehmen wir es als gegeben hin, dass Jesus und Johannes sich besonders nahestanden, öffnen sich in Bezug auf die Person Jesu ganz neue Facetten.

Ein spezielles Evangelium

Johannes sieht Jesus klarer und intensiver als die anderen Evangelisten. Das Evangelium beginnt beispielsweise mit einem einzigartigen Vorwort über Jesus. Darin wird Jesus unverblümt als bei den anderen Evangelisten direkt in die personale Einheit mit Gott gerückt. „*Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott ...*“ Im Laufe des Evangeliums kommt diese Klarheit öfter zutage, bis gegen Ende der Jünger Thomas zu Jesus sagen wird: „*Mein Herr und mein Gott.*“

Während die anderen Jünger sehr lange rätselten, mit wem sie es eigentlich bei diesem Messias zu tun haben, scheint Johannes schneller erkannt zu haben, dass in Jesus Gott bei den Menschen war (diese Feststellungen haben später mit zur Formulierung des „Dreieinigkeitsbegriffes“ geführt).

Als Johannes nach der Auferstehung Jesu am leeren Grab steht, ist er überzeugt, es nicht mit einem menschlichen Phänomen zu tun zu haben: er glaubt – und zwar sofort, ohne Jesus gesehen zu haben (Johannes 20,8).

Offensichtlich hat er den Aussagen Jesu über Tod und Auferstehung mehr Glauben geschenkt als die anderen Jünger. Wenn jemand ein Freund ist, dann ist er offener gegenüber ungewöhnlichen Aussagen, als ein distanzierter Mensch.

Wen wundert es, dass bei Johannes mehr als bei den anderen Evangelisten die Reden erwähnt sind, die von der Liebe sprechen. Er definiert sich nicht nur selber über die Liebe von Jesus, er merkt sich auch dessen Reden über die Liebe.

Johannes 13,35: „*Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.*“

Johannes 15,9-13: „*Wie der Vater mich*

geliebt hat, habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, so werdet ihr in meiner Liebe bleiben, wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe. Dies habe ich zu euch geredet, damit meine Freude in euch sei und eure Freude völlig werde. Dies ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe. Größere Liebe hat niemand als die, dass er sein Leben hingibt für seine Freunde.“

Es ist sicher kein Zufall, dass auch im ersten Brief des Johannes das Wort Liebe eine zentrale Rolle spielt.

Eine spezielle Liebe

Johannes hat begriffen, was Gott motiviert hat, seinen Sohn Jesus Mensch werden zu lassen: die Liebe. Ihm geht auf, dass Jesus seine Nachfolger bis in die Zielgerade, bis zur Selbsthingabe am Kreuz liebte (Johannes 13,1).

Durch seine Nähe zu Jesus konnte er miterleben, wie echt die Liebe zwischen Gott Vater und Sohn war. Das hat er an der Art des Betens erkannt (Kap. 17).

Wir nehmen ja auch heute wahr, ob ein Mensch eher formalistisch oder sehr herzlich mit Gott ins Gespräch tritt. Manche Gebete zeugen von einer intensiven, leidenschaftlichen Liebe, manche eher von Distanz. Johannes nahm den direkten Draht zwischen dem Vater und Jesus wahr und konnte darum so leicht beide in eins sehen. Die Liebe erlebte er nicht nur in den Aussagen Jesu, sondern ganz deutlich in seinem Wesen.

Er bemerkt, wie offen, liebevoll Jesus mit Frauen sprechen kann (Kap. 4). Ein Umding zu seiner Zeit. Johannes erlebt, wie vorurteilsfrei sein Herr mit einem Pharisäer Nikodemus (Kap. 3) zusammenkommen kann. Jesus wandte sich ohne Vorbehalte, aber nicht naiv den Menschen zu. Darum konnten auch sie sich öffnen, selbst wenn er ihre Schwächen ansprach. Seine Liebe überzeugt. Johannes hat Jesus von Nahem beobachten können, das hat ihn geprägt. Wenn Jesus den anderen Jüngern immer etwas unheimlich und unnahbar erschien, erlebte Johannes ihn anders. Bezeichnend ist eine der letzten Begegnungen mit Jesus am See Genezareth nach seiner Auferstehung. Petrus ist leicht bekleidet im Boot. Johannes sieht Jesus am Ufer und

macht Petrus darauf aufmerksam. Petrus springt vor Scham ins Wasser. Johannes der ebenfalls im Boot sitzt, springt nicht. Er erkennt Jesus, obwohl er verändert aussah. Aber er schämt sich nicht (Johannes 21,4ff).

Ein nicht spezieller Wunsch nach Freundschaft

Was ist nun zu der Kritik zu sagen, dass es doch bei Jesus keinen Unterschied in der Zuneigung geben kann, weil er ja Gott ist? Johannes hat neben dem „Gottsein“ Jesu am intensivsten sein Menschsein erfasst. Jesus kam ins Fleisch, d.h. in die menschliche Natur. Und zur menschlichen Natur gehört auch die Bedürftigkeit nach Beziehung und Nähe. Jesus war ein Mensch mit Verlangen nach Freund-

**„DARAN
WERDEN ALLE
ERKENNEN,
DASS IHR MEINE
JÜNGER SEID,
WENN IHR LIEBE
UNTEREINANDER
HABT.“**

Johannes 13,35

schaft und Nähe. Lazarus, Maria und Martha waren solche Freunde und ganz offensichtlich auch Johannes. Sympathie, häufige Gespräche und gemeinsame Erlebnisse werden diese Freundschaft verstärkt haben. Zuneigung wächst nicht über Nacht. Und ganz sicher war diese Freundschaft keine Einbahnstraße, in der der großartige Jesus dem armen Johannes besondere Zuwendung, Trost und Ermutigung geschenkt hätte. Auch Jesus wird diese Beziehung zum Freund genossen haben und darin Stärkung und Beistand gefunden haben.

Den anderen Jüngern ist das besondere Verhältnis der beiden ja aufgefallen. So kommt es unter ihnen zur Gerüchtebildung: Johannes wird nicht sterben, bis Jesus wiederkommt. Davon war aber nie die Rede (21,20-23).

Jesus schützt die Freundschaft zu Johannes. Er gibt nicht preis, ob es für Johannes Sonderkonditionen gibt. „Was geht es dich an?“ hinterfragt er Petrus und lässt diesen nicht in die Karten schauen.

So bleibt die herzliche Verbundenheit zwischen den beiden eine private Sache, die sich allerdings in den Kapiteln des Evangeliums niederschlägt, wenn uns Johannes Reden und Gebete Jesu in aller Ausführlichkeit schildert und nicht nur plakativ wie die anderen Evangelien. Bei Johannes bekommt der Mensch Jesu mehr Gestalt und Farbe und die Beziehung des Sohnes Gottes zu seinem Vater mehr Transparenz.

Diese Darstellung Jesu ermutigt, die eigene Bedürftigkeit nach Freundschaft und Nähe ernst zu nehmen. Das mag weltlich scheinen, ist aber zutiefst

gottgewollt und menschlich. Der Vater im Himmel ist durch niemanden zu ersetzen. Aber er nimmt uns auch nicht unser Bedürfnis nach Gemeinschaft und Zuneigung und die Freude an tiefer Freundschaft.

Frank Neuenhausen

Frank Neuenhausen ist hauptberuflicher Mitarbeiter der EFG Osternbaum, Else-Lasker-Schüler-Straße in Wuppertal.



Wegbereiter ...

Wir machen den Weg frei! – Mit diesem Slogan werben die Volks- und Raiffeisenbanken. Mit diesem Slogan eröffnen sie den Weg zum Eigenheim, zum schnellen Auto, zur eigenen Firma. Sie sind die Wegbereiter zur schönen eigenen (Traum-)Welt.

Christen sind Wegbereiter zu einer ganz anderen Welt. Diese Welt existiert nicht in Träumen, sie wird gerade gebaut. Sie ist nicht mit Krediten finanziert. Ihr Wert hängt nicht von Finanzmärkten ab, er besteht ewig. Christen sind Wegbereiter zu einem Mann. Einem, der nicht mit Versprechungen lockt, sondern feste Zusagen gibt, die Zinsen nicht erhöht, sondern den Kaufpreis selbst gezahlt hat – Jesus Christus, Erlöser der Welt. Wie bereiten wir anderen Menschen den Weg zu ihm?

Johannes der Täufer war der bekannteste Wegbereiter für den Herrn Jesus. Schauen und lernen wir, wie er seine Aufgabe wahrgenommen hat.

... er fällt auf

In Johannes 1,19 begegnet Johannes Delegierten aus dem Hohen Rat, angetrieben von der schlichten Frage: „Wer bist du?“ Das war damals zunächst ein ganz normaler Vorgang. Predigte irgendwo im Lande ein neuer Rabbi, prüften die Hüter der Lehre, ob auch alles mit rechten Dingen zugeht. Hätten sie die allgemeine Frage nach der Herkunft nicht mit deutlich geringerem Aufwand klären können? Eine kleine Recherche hätte schnell ergeben, dass es sich um Johannes, Sohn von Zacharias und Elisabeth handelt, geboren in irgendeinem Bergdorf in Juda (Lukas 1,39). Johannes fiel also stärker auf als andere Prediger. Seine Botschaft war anders. Seine Botschaft fiel aus dem Rahmen des Üblichen heraus, so weit, dass sie nachfragen mussten.¹

Was fällt an unserem Leben so aus dem Rahmen, dass Menschen eine Erklärung verlangen? Viele Christen fallen vor allem durch den Glanz ihres Autos oder das

Maß ihrer Bildschirmdiagonale auf. Aber regen diese Werte andere zum Fragen an? William MacDonald beschreibt eine ganze Reihe von Menschen, die „über dem Durchschnitt“ lebten. Ein Ehepaar z.B. stellte die Einigkeit in der Familie höher, als das größte Kuchenstück des elterlichen Erbes.² Eine Schülerin wollte den Herrn Jesus ehren, weshalb sie lieber die schlechte Zensur in Kauf nahm, als ein gotteslästerliches Gedicht zu lernen.³ Menschen, die aus dem Rahmen fallen und scheinbar komische Dinge tun, aber gerade damit auffallen.

Paulus fordert zu einer weiteren Möglichkeit auf: „Von jeder Form des Bösen haltet euch fern“ (1. Thessalonicher 5,22) und „Tut alles ohne Murren und Zweifel“. Dieses Verhalten finden wir selten, aber es fällt auf. Es geschieht jedoch nicht zum Selbstzweck, sondern „damit ihr tadellos und lauter seid, unbescholtene Kinder inmitten eines verkehrten Geschlechts“ (Philipper 2,14).

... er fügt sich ein

Elia und „der Prophet“ waren in der jüdischen Auslegung wichtige Personen, die vor der Ankunft des Messias auftreten mussten. Die klaren Aussagen des Herrn Jesus (z.B. Matthäus 11,14) zeigen uns für die heutige Perspektive die wichtige Rolle, die Johannes in der Heilsgeschichte einnahm. Er selber verneint vor Pharisäern die Frage nach Elia und die nach „dem Propheten“ (Johannes 1,20-23). Sicherlich wusste er, dass mit ihm eine neue Heilszeit anbrach, denn er kannte Jesaja 40. Dennoch wollte er seinen Dienst nicht selber beurteilen, bevor er abgeschlossen war. Er wollte sich nicht anmaßen, die Rolle Elias in der Heilsgeschichte zu besetzen. Stattdessen nannte er sich schlicht „die Stimme eines Rufenden“ (Johannes 1,23). Er hatte die perfekte Chance, sich und seinen Dienst in Szene zu setzen, aber er sah sich als Wegbereiter, nicht als Weg.

Wer fällt das Urteil über unseren Dienst? Suchen wir Lob und Anerkennung? Streben wir nach Streicheleinheiten? Setzen wir uns gerne in Szene? Johannes Selbstschätzung ist ein guter Schutz vor Hochmut. Das Urteil über unseren Dienst sollten wir anderen bzw. Gott überlassen. Denn nicht wir sind die Wichtigen, sondern der, dem wir dienen. Wir sind Wegbereiter, nicht der Weg.

... er stellt sich zurück

Ganz bewusst lenkt Johannes den Blick von sich auf den Herrn Jesus. Ohne Frage hätte er mit den Pharisäern eine brillante Schlacht über die Taufe schlagen können (Johannes 1,25-27). Ohne Frage hätte er seine religiösen Sichtweisen messerscharf darlegen können, hier speziell seine Tauftheologie und alles, was er schon immer mal sagen wollte. Doch er wusste, dass es nicht um ihn und seine Theologie ging. Erst nach ihm sollte der beste Lehrer kommen. Erst nach ihm sollte die Wahrheit kommen (Johannes 14,6). Erst nach ihm sollte das Zentrum der Schöpfung kommen (Kolosser 1,16). Also spielten seine Sichtweisen eine untergeordnete Rolle.

Folgte auf das geozentrische Weltbild des Mittelalters das heliozentrische Weltbild der Renaissance, setzt sich heute immer mehr ein egozentrisches Weltbild durch. Wie oft handeln Diskussionen von meiner Sichtweise, meiner Auslegung, meiner Theologie, meinem

Lieblingsgesangbuch, meiner Lieblingsgemeindestunde? Wie oft meinen wir zu verkünden, was die Bibel lehrt, lehren aber nur, was wir über die Bibel meinen?

Stellen wir uns doch, wie Johannes, weniger ins Zentrum der Welt und stellen stattdessen den ins Zentrum, der die Welt hält.

... er kennt sein Umfeld

Als der Herr Jesus zum Jordan kommt, verschweigt Johannes nicht, um wen es sich handelt. „Siehe, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt“ (Johannes 1,29). Den umstehenden Hörern muss es in den Ohren geklingelt haben. Das Tier, dessen Blut vor dem Würgeengel rettete. Das Tier, das Jahr für Jahr an die Befreiung aus der Sklaverei erinnerte. Das Lamm, das in Jesaja 53 als Prophezie auf den Messias erscheint. Dies sind nur einige Beispiele, doch alle zeigen, dass Johannes einen Begriff verwendete, mit dem jeder Jude sofort etwas verbinden konnte. Er hätte auch sagen können: „Das ist Jesus aus Nazareth, der Zimmermann, der Sohn Josefs, der große Dinge tun wird.“ Das wären auch richtige Aussagen, aber diese eine Bezeichnung stellte für die Juden heraus, um wen es sich handelt. Johannes wusste, wer ihm zuhört. Deshalb wusste er auch, welcher Begriff am besten trifft.

Mit welchen Aussagen begegnen wir Menschen, denen wir Jesus zeigen wollen? Ist uns klar, was sie kennen, was sie verstehen, womit sie etwas verbinden? Ein Wegbereiter muss den Weg so beschreiben können, dass der Ortsunkundige ihn versteht. Wenn es um rettenden Glauben geht, gibt es heute immer mehr Ortsunkundige, Menschen, die geistlich umherirren, weil ihnen jegliche Spur an religiösem Grundwissen fehlt. Wenn sie mit meiner Hilfe den Weg finden sollen, muss ich wissen, was sie verstehen. Wäre es nicht ratsam, meinen frommen Begriffskatalog von Zeit zu Zeit zu aktualisieren?

... er kennt das Ziel

Johannes redet nicht um das Wesentliche herum. Viele Juden lebten in Erwartung des militärischen Messias, dem Befreier, der Israel zu neuem Ruhm führt. Diese und andere Messiasvorstellungen wischt er mit einem Satz vom Tisch. Es geht um nichts weniger als die Sünde der Welt. Deshalb nimmt Johannes kein Blatt

vor den Mund, passt seine Botschaft nicht den Erwartungen an oder überlegt, wie er es den Menschen möglichst schonend beibringen kann.

Wir leben in einer Welt, in der vielen Menschen ihre Sünde nicht mehr bewusst ist. Eine Welt, die sich von biblischen Maßstäben zunehmend entfremdet. Da ist es sehr gut und richtig, nach neuen Wegen zu suchen, auf denen Kontakte zu Menschen entstehen. Viele Christen und Gemeinden tun dies, indem sie sich in erster Linie darin engagieren, Menschen zu helfen, z.B. in Diakonie, Lebenshilfe und ähnlichem. Wenn wir Menschen in ihrer Not helfen, handeln wir ganz im Sinne Jesu. Das Grundproblem des Menschen liegt jedoch nicht in sozialer Schwäche, sondern in seiner Sünde. Deshalb sollten wir von Zeit zu Zeit prüfen, ob wir mit unserem Engagement noch auf dieses Ziel zusteuern. Johannes weist auf das Lamm hin, das die Sünde trägt. Worauf weist unser Engagement hin? Soziales Engagement und Lebenshilfe sind sehr gute Wegbereiter, aber nicht der Weg.

Johannes war der Wegbereiter. Er fiel auf und wusste, wie er Menschen auf Jesus vorbereitet. Sein Selbstverständnis ist beispielhaft für eine demütige und konsequente Nachfolge. In beiden Bereichen, für Jesus nach außen leben, aber auch mit Jesus nach innen leben, ist er ein Vorbild. Sein Leben ist kein festgelegter Maßstab, aber es zeigt uns einen Weg, um Wegbereiter zu werden.

Henrik Homrighausen



Henrik Homrighausen (Jg. 1980) ist Gymnasiallehrer für Deutsch und Geschichte und lebt mit seiner Familie in der Hansestadt Wismar.



Literatur:

- Gerhard Maier: Johannes-Evangelium, 1. Teil, 2. Auflage, Hänssler-Verlag, Holzgerlingen: 2000
- William MacDonald: Leben über dem Durchschnitt, 1. Auflage, CLV, Bielefeld: 2003

Fußnoten:

1. Gerhard Maier (2000), S. 42.
2. William MacDonald (2003), S. 55 f.
3. Ebd., S. 39 ff.

Wer ist Jesus?

Der Prolog des Johannes-Evangeliums – Johannes 1,1-18

Das Johannesevangelium beginnt mit einer Reflexion darüber, wer Jesus ist. Auf den ersten Blick sieht der Text sehr philosophisch aus oder sogar ein bisschen mystisch. Er wirkt wichtig, aber auch schwer verständlich. Doch es lohnt sich, diesen Text einmal unter die Lupe zu nehmen. Johannes will uns keinen akademischen Vortrag halten. Er will uns zeigen, wer Jesus ist. Darum fasst er erst einmal die wichtigsten Erkenntnisse über ihn zusammen.

Viel mehr als ein Lehrer oder Prophet

Wer ist Jesus? Diese Frage wurde schon immer rege diskutiert. Es hat die verschiedensten Meinungen gegeben: Jesus sei ein Prophet, ein weiser Lehrer, ein großes Vorbild, ein Revoluzzer, ein Ketzer oder ein Besessener. Doch allzu einfache Antworten erwiesen sich schon früh als unbefriedigend. Alle, die sich ernsthaft mit Jesus auseinandersetzten, merkten, dass die Sache irgendwie komplexer war. Die frühen Christen dachten deshalb sehr intensiv über Jesus nach. Sie versuchten das, was Jesus gesagt und getan hatte, nicht nur richtig wiederzugeben, sondern auch theologisch zu verstehen. Und dabei standen sie vor einer besonderen Herausforderung.

Die Schüler von Jesus hatten viel mit ihm erlebt. Sie hatten seine Worte gehört und seine Wunder gesehen (vgl. 1. Johannes 1,1-3). Er hatte Dinge von sich behauptet, die auf keinen normalen Menschen zutreffen. Er beanspruchte Gottes Macht und Autorität. Die religiöse Elite hatte ihn deshalb als Verführer und Spinner angeklagt und zum Tode verurteilen lassen. Nach seiner Hinrichtung dachte man zunächst, der Spuk sei vorbei. Aber Jesus blieb nicht tot. Als seine Schüler ihn lebendig sahen, wurde ihnen klar, dass er wirklich mehr sein muss als ein weiser Lehrer oder großer Prophet. Thomas brachte es auf den Punkt: „*Mein Herr und mein Gott!*“ (Johannes 20,28).

Genau darin bestand nun das theologische Problem: Das Alte Testament lehrt eindeutig, dass es nur einen Gott gibt (Jesaja 45,5). Es wäre deshalb einfach gewesen, Jesus „nur“ als einen perfekten Menschen zu sehen. Und doch war Jesus irgendwie auch Gott. Um diese Wahrheit zu leugnen, hätten die ersten Christen leugnen müssen, was sie selbst erlebt hatten. Aber sie konnten auch nicht an zwei verschiedene Götter zu glauben. Wie sollte man das also verstehen?

Bei dieser Frage setzt Johannes an. Er beschreibt Jesus als das Wort, das von Anfang an – ja, bereits vor dem Anfang – bei Gott war.

Im Anfang war das Wort (v. 1)

Johannes verbindet hier zwei biblische Konzepte: die Schöpfung und das Wort Gottes. „Im Anfang“ verweist zurück auf den Beginn der Welt und auf den ewigen ungeschaffenen Gott. Das „Wort“ ist im Alten Testament eng mit Gott selbst verbunden. Es bewirkt, was er sich vornimmt (Jesaja 55,11). Gott sendet sein Wort, um Menschen zu retten (Psalm 107,20). Vor allem in der Schöpfungsgeschichte spielt das Wort eine große Rolle: Gott spricht, um die Welt zu erschaffen (1. Mose 1). Himmel und Erde entstehen durch sein Wort (vgl. Psalm 33,6).

Johannes schreibt diese besondere Position Jesus zu. Er existierte bereits – wie Gottes Wort – im Anfang. Er ist nicht Teil der Schöpfung, sondern steht über ihr. Darum steht er in einer engeren Beziehung zu Gott dem Vater als jeder andere.

Damit fährt Johannes fort:

Das Wort war bei Gott (v. 2)

Das erscheint zunächst nicht ungewöhnlich. Wo denn sonst? Im Anfang – bevor Gott die Welt gemacht hatte – gab es ja noch nichts anderes.

Doch es geht um mehr. Johannes deutet hier bereits an, dass das Wort auch eine eigenständige Person ist. Im

Alten Testament war Gottes Wort meist einfach eine Aussage von Gott. Doch das Wort, das Johannes hier meint, ist mehr als nur Schallwellen oder Buchstaben. Es ist bei Gott. Beide zusammen haben die Welt erschaffen. Beide existieren ewig – vor allem anderen – und stehen über der Schöpfung.

Das führt zum nächsten Punkt:

Das Wort war Gott (v. 3)

Hier wird derselbe Begriff für Gott verwendet, wie schon im vorigen Satz (griechisch *theos*). Aber es gibt einen feinen Unterschied in der Grammatik: Im griechischen Text steht nun „Gott“ am Satzanfang und ohne bestimmten Artikel, was darauf hinweist, dass es hier als Kategorie gemeint ist. Es ist nicht mehr eine bestimmte Person im Blick, wie Gott der Vater im Satz zuvor, sondern eine Eigenschaft. Das Wort ist dem Wesen nach Gott. Es ist nicht identisch mit Gott dem Vater – sonst würde die Aussage „*das Wort war bei Gott*“ ja auch keinen Sinn ergeben. Aber alles was Gott ist, ist auch das Wort.

Nun geht es nicht nur darum, in welchem Verhältnis Jesus zu Gott steht. Vor allem seine Beziehung zur Welt ist entscheidend. Die Welt wurde durch Gottes Wort erschaffen (1. Mose 1). Das bedeutet, Jesus war an der Schöpfung beteiligt (Vers 3). Ähnlich schreibt Paulus in Kolosser 1,16: „*Denn in ihm ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist.*“ Das ist aus zwei Gründen wichtig: Zum einen wurde Jesus selbst nicht geschaffen. Er ist nicht Geschöpf, sondern Schöpfer. Zum anderen war er am selben Schöpfungshandeln beteiligt wie der Vater. Es gibt keine zwei Schöpfer, und Jesus ist kein zweiter Gott. Wie er und der Vater bei der Erschaffung der Welt vereint waren, sind sie es bis heute (Johannes 14,10). Damit war schon für die frühen Christen klar, dass Jesus Gott ist, obwohl es keine zwei (oder drei) Götter gibt, sondern einen.



Licht und Leben

Wer Jesus ist, wird in der Bibel nie als abstrakte Wahrheit dargestellt. Es geht nicht um Gedankenexperimente oder akademische Haarspalterei. Es geht darum, wie wir leben können. Um wahres Leben zu finden, müssen wir uns an den wenden, der uns geschaffen hat. Also an Jesus. Er sagte selbst: „*Ich bin gekommen, damit sie das Leben und volle Genüge haben sollen*“ (Johannes 10,10).

In ihm war das Leben, schreibt Johannes, und das Leben war das Licht der Menschen (Vers 4). Wer das Johannesevangelium zum ersten Mal liest, verbindet das Licht zunächst mit der Schöpfung. Gott schuf zuerst das Licht (1. Mose 1,3). Lebewesen sind auf Licht angewiesen. Doch darüber hinaus ist mit dem Licht auch der Gedanke verbunden, dass es Sünde aufdeckt. Finsternis meint im Johannesevangelium nicht nur Mangel an Licht. Sie meint die Dunkelheit der menschlichen Verirrungen, gekennzeichnet durch die Rebellion gegen den Schöpfer.

Deshalb ist das Licht so wichtig. Das Leben ist nicht unmittelbar zugänglich, sondern wirkt durch das Licht. Wer das Licht sieht, findet Orientierung. Die Sünde, die das Leben zerstört, wird aufgedeckt. Wahres Leben wird möglich. In diesem Sinne ist Jesus das Licht der Menschen. Er sagt es selbst in Johannes 12,46: „*Ich bin in die Welt gekommen als ein Licht, damit, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe.*“

In diesem Zusammenhang wird auch Johannes der Täufer vorgestellt (nicht zu verwechseln mit dem Autor des Johannesevangeliums, der sich selbst nie beim Namen nennt). Er hatte den Auftrag, zu bezeugen, wer Jesus war. Indem Jesus als Quelle des Lebens die Bühne der Weltgeschichte betritt, bricht eine neue Zeit an. Menschen, die nun Jesus begegnen, zeigen dadurch, wie sie zum Leben stehen. Viele haben ihn nicht anerkannt. Doch alle, die an ihn glauben, dürfen sich Gottes Kinder nennen (Vers 12). Auch darin wird deutlich: Leben im wahrsten Sinne des Wortes geht nicht ohne eine Beziehung zum Schöpfer.

Das Wort wurde Fleisch

Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns (Vers 14). Das ist das entscheidend Neue an Jesus. Das ist es, was niemand erwartet hätte. Im Alten Testament wohnte Gottes Herrlichkeit in einem Zelt, der Stiftshütte, bei den Israeliten. In Jesus wohnte – wörtlich „zeltete“ – Gottes Wort leibhaftig unter den Menschen. Durch ihn wurde Gottes Herrlichkeit sichtbar. Sie war plötzlich ganz nahe, nicht mehr abgeschirmt hinter vielen Vorhängen. Jesus war Gott zum Anfassen. Und so reflektierte er auch Gottes Charakter: Er war voller Gnade und Wahrheit.

Johannes der Täufer repräsentiert gegenüber Jesus oft das Alte Testament (vgl. Lukas 16,16). In dieser Funktion bestätigt er, dass Jesus Gottes höchste Offenbarung ist (Vers 15). Er war von Anfang an und übertrifft alles Bisherige. Auch im Alten Testament ging es um Gnade, die vor allem durch Mose vermittelt wurde. Doch mit Jesus bricht etwas Neues an: In ihm ist Gnade unmittelbar und für alle zugänglich (Vers 17).

Die Bedeutung von Jesus liegt darin, dass er uns zeigt, wer Gott ist (Vers 18). Es geht nicht darum, Jesus als weisen Lehrer zu bewundern. Oder als mutigen Revolutionär zu verehren. Oder als Opfer einer korrupten Justiz zu bedauern. Es geht darum, Gott zu kennen: Gott, der uns in Jesus Christus begegnet wie nirgends sonst.

In diesen ersten 18 Versen fasst Johannes seine Botschaft zusammen. In diesem Licht sollen wir den Rest des Evangeliums lesen. Die Fragen, die hier angedeutet werden, bestimmen das ganze Buch: Wer ist Jesus? Was hat er getan? Was bedeutet er für mich? Jedes weitere Kapitel soll uns helfen, diese Fragen zu beantworten und das wahre Leben zu entdecken: „*Diese Dinge sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen*“ (Johannes 20,31).

Daniel Lanz

Daniel Lanz studiert Semitistik in Marburg und ist Mitarbeiter im Institut für Ethik & Werte (www.ethikinstitut.de)



Das besondere Evangelium



Wir haben 4 Evangelien. Jedes berichtet vom Leben und Sterben unseres Herrn Jesus Christus. Sie geben nicht alle dieselbe Information, aber in ihrer Grundaussage stimmen sie darin überein, nämlich dass Jesus der Sohn Gottes ist, der, von Gott gesandt, auf Golgatha gekreuzigt wurde und auferstand. Die Unterschiede ergeben sich aus der Auswahl der Ereignisse und Reden, die berichtet werden. Jedes Evangelium hat sein Sondergut, jedes Evangelium hat seine eigene Darstellungsweise. Die ersten 3 haben eine ähnliche Ordnung im Inhalt und auch große Übereinstimmungen in der Sprache. Die Frage, wie diese Synoptiker zueinander stehen, hat zeitweise die Hälfte der NT-Wissenschaft ausgemacht.

Das Johannesevangelium ist anders. Es ist das letzte das geschrieben wurde. War es denn nötig, noch ein weiteres vorzulegen, wenn schon 3 vorhanden waren? Eusebius (263-339 AD) gibt uns in seiner Kirchengeschichte (3,24,7; ed. H. Kraft, München, 1967, p.173) folgende Begründung:

Nachdem die zuerst geschriebenen drei Evangelien bereits allen und auch dem Johannes zur Kenntnis gekommen waren, nahm dieser sie, wie man berichtet, an und bestätigte ihre Wahrheit und erklärte, es fehle nur noch eine Darstellung dessen, was Jesus zunächst, zu Beginn seiner Lehrtätigkeit, getan habe.

Johannes hat also die Synoptiker ergänzt. Clemens Alexandriane (150-215 AD) zit. v. Eusebius, 6,14) sagt, er schrieb „ein geistliches Evangelium“.

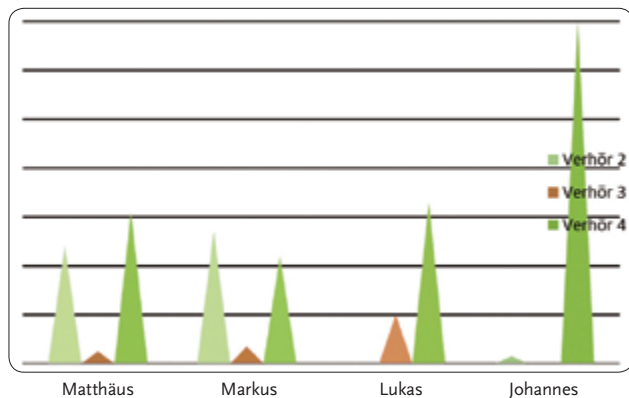
Theologen fiel nun auf, dass die Einordnung der Berichte in den Zusammenhang der Evangelien Mühe machte, und manche waren schnell bereit, die historische Glaubwürdigkeit des Johannes anzuzweifeln. M.F. Baslez, Professor für griechische Geschichte an der Universität Rennes, stellt demgegenüber dem Johannesevangelium ein beeindruckendes Zeugnis aus (*Bible et Histoire*, Paris, 2005, p.218):

Das Johannesevangelium erscheint endlich als sehr reich an historischen Informationen, als sehr glaubwürdig und sehr zusammenhängend in der Darstellung der Ereignisse, obwohl es einstimmig (von allen Fachleuten) als das am meisten theologische anerkannt wird. Das ist ein auffälliges Paradox.

Nennen wir hier ein paar Besonderheiten: Die Hälfte des Textes ist Sondergut. Der Herr Jesus wird mit seiner Tätigkeit nur in Judäa beschrieben. Genaue geografische und zeitgenössische Angaben untermauern die Glaubwürdigkeit. Im Gegensatz zu den vielen Wundern, die die Synoptiker berichten, gibt es hier nur 8.

Christus ist der Sohn Gottes vom Himmel, der vom Vater gesandt wurde. Er ist weniger der Sohn des Menschen wie in den Synoptikern. Der Schwerpunkt liegt nicht so sehr auf seinen Handlungen, sondern auf seinen Worten. Die drei großen Kulturbereiche (Juden, Griechen, Römer) münden in Christus (vgl. Überschrift über dem Kreuz, Johannes 19,20). Die Hälfte des Textes handelt von den letzten Tagen des Herrn in Jerusalem, wobei die Befragung durch Pilatus herausragt. Die folgende Grafik zeigt, in welcher Breite die Verhöre des Herrn dargestellt werden. Dabei sind für den Vergleich nur die interessant, die nicht nur von einem Evangelisten berichtet werden, wie das Verhör vor Hannas (Johannes 18,13.19ff), das auch zum Sondergut des Johannes gehört, und das vor Herodes (Lukas 23,7ff). Es bleiben die Untersuchungen in der Nachtsitzung vor Kaiphas (Verhör 2), dann die vor dem Synedrium am Morgen (Verhör 3) und zum Schluss vor Pilatus (Verhör 4).

Die Länge der Darstellung ist in griechischen Zeilen gemessen.

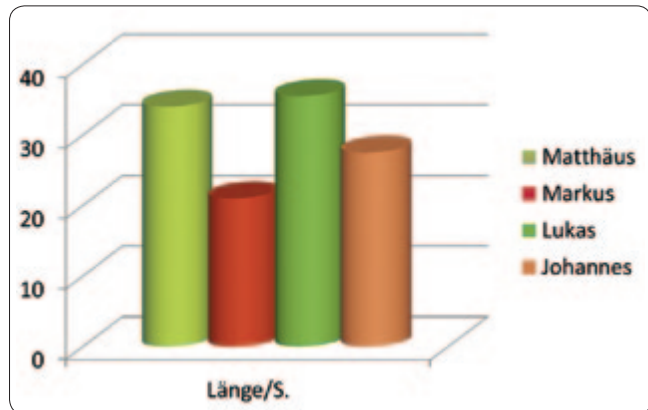


Das 4. Evangelium hat dem Verhör durch Pilatus mehr als doppelt so viel Raum gegeben wie Matthäus oder Lukas. Nur Johannes berichtet von der politisch-philosophischen Auseinandersetzung über die Wahrheit und der Symbolik des Kreuzes des Herrn „in der Mitte“ (Johannes 18,38; 19,18).

Bis in die Sprache hinein lassen sich die Besonderheiten dieses Evangeliums nachweisen. Dass es sich von den Synoptikern unterscheidet, wurde immer wieder behauptet, aber es fehlten irgendwie die genauen Nachweise. Das liegt auch daran, dass sprachliche Phänomene so schlecht zu fassen sind. Eigentlich müsste die Untersuchung am griechischen Text vorgenommen werden. Wenn wir jedoch eine recht konkordante Übersetzung nehmen wie die Elberfelder Bibel, sind die Ergebnisse, wenn auch nicht identisch, so doch in der Grundtendenz übereinstimmend.

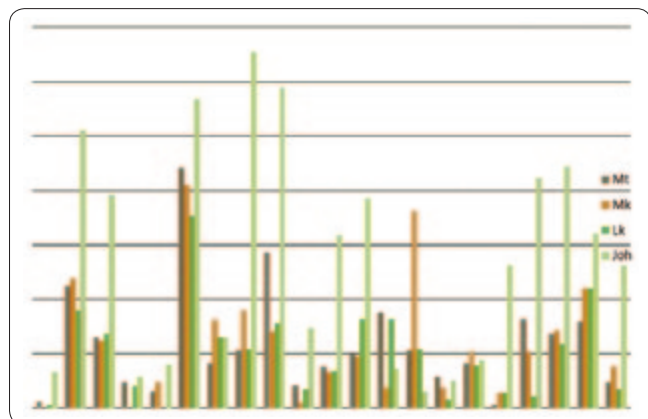
Untersuchen wir zunächst einmal den Wortschatz. Die Bedeutungsträger sind vor allem Substantive, Adjektive und Verben. Natürlich kommt es auch darauf an, wie die Wörter im Kontext verarbeitet werden, d.h. in welcher Begleitung sie auftauchen. Erst aber müssen wir herausfinden, welche die entscheidenden Begriffe sind, die dem Evangelium das Gepräge geben. Wichtige Wörter, die in allen 4 Evangelien vorkommen, sind auf ihre Häufigkeit zu untersuchen. Die wiederum ist mit der Länge des Textes in Beziehung zu setzen, denn die hat einen entscheidenden Einfluss auf die Beurteilung. Wie unterschiedlich lang die Evangelien sind, zeigt folgendes Diagramm.

Die Länge ist in griechischen Seiten gemessen.



Es muss daher zunächst der Rekurrenzindex ermittelt werden, das ist die statistische Häufigkeit, mit der ein Wort pro Seite auftaucht. Wir sehen uns daher zunächst das statistische Diagramm an.

Für die ausgewählten Wörter ergibt sich folgende Häufigkeitsverteilung:



Auf der Grundachse sind die Wörter alphabetisch aufgeführt, die untersucht werden sollen. Manchmal sind Substantive und Verben für einen Begriff zusammengefasst (s+v). Die Säulen markieren in den 4 unterschiedlichen Farben die Evangelien, und die Höhen der Säulen geben an, wie häufig das Wort im statistischen Durchschnitt pro Seite vorkommt. So erfahren wir, dass das Wort „glauben“ bei Johannes theoretisch auf jeder Seite über 3-mal erscheint (Häufigkeitsindex 3,27): ein absolutes Maximum! Im Vergleich zu den anderen Evangelien wird deutlich, in welchem Ausmaß ein Wort ein Evangelium charakterisieren kann. Ganz eindeutig legt Johannes größten Wert auf den Glauben, 3 bis 6-mal mehr als die anderen (Häufigkeitsindex bei Matthäus 0,53; Markus 0,90; Lukas 0,54). Der Glaube bildet eine Klammer seiner Gesamtdarstellung: In Johannes 1,7 erscheint der Vorläufer des Herrn, Johannes der Täufer, dessen Aufgabe es war, durch sein Zeugnis zum Glauben an das wahrhaftige Licht aufzurufen. Am Ende des Evangeliums (20,31) heißt es:

Diese (Zeichen) aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.



Eine besondere Dichte des Wortes „glauben“ haben wir in den Kapiteln 6 und 11: In Kapitel 6 wird der Glaube qualifiziert, zunächst in seiner Ausrichtung. Es geht um den Glauben an den, den Gott gesandt hat (V. 29) an den Heiligen Gottes (V. 69) an „ihn“ (V. 40) an „mich“ (V. 35). Dann wird gesagt, was der Glaube bewirkt: Über ihn kommt das ewige Leben (V. 40,47). Der Glaube wird dadurch zu einer entscheidenden existentiellen Frage. Nicht alle Zuhörer geben eine positive Antwort. Da sind einige, die nicht glauben (V. 36,64). Sie gehen am ewigen Leben vorbei.

In Kapitel 11 steht der Glaube in Verbindung mit dem Tod. Der physische Tod eines geliebten Menschen (des Lazarus) wirft die Frage nach Tod und Leben grundsätzlich auf. Nur der Glaube kann weiterführen (V. 15). Über den Glauben gibt es Leben trotz des Todes (V. 25,26). Der Glaube muss auch hier auf den ausgerichtet sein, den Gott gesandt hat (V. 42) an den Christus (V. 27) an mich, (V. 25,26).

Wir stellen also fest, dass Glauben in dieser Häufigkeit ein Charakteristikum des Johannesevangeliums ist. Diesem Ausgangspunkt sind weitere Wörter zuzuordnen, die sich auf die geistige und geistliche Disposition des Lesers beziehen: Kennen, erkennen, Wahrheit, wissen, Wort und Zeugnis gehören hierher. Bei all diesen Wörtern hat Johannes ein Häufungsmaximum. Ihm geht es um die Aufnahme des Evangeliums in das Herz. Die Häufigkeit des Wortes „damit“ unterstreicht die Zielangabe. Wie gelangt der Mensch zum ewigen Leben? Wie ist der Vorgang zu beschreiben? Welche Etappen sind zu beobachten? Der Anstoß geschieht über das Zeugnis, d.h. über das Mitteilen von Einsichten, über das Wort, letzten Endes über das Wort Gottes. Dann muss die Wichtigkeit der Information erkannt werden, die Bedeutung der Person des Herrn (Johannes 6,15.69; 8,28). Über den Glauben wird das Erkannte zur Gewissheit (Johannes 21,12) zur nicht aufgebaren Wahrheit (Johannes 1,17).

Charakteristisch ist auch die geringe Häufigkeit des Begriffes „sobald“. Bei Johannes kommt er kaum vor. Bei Markus jedoch findet sich das Maximum. Markus ist interessiert an Vorgängen, an Ereignissen, an allem, was die Geschichte bis zum Kreuz weiterbringt. Johannes ist das weniger wichtig, vielmehr alles, was im geistlichen Bereich liegt, beginnend mit dem Anfang bei Gott. Es geht um die jede Zeit überschreitende Anbindung an die Ewigkeit Gottes, dann um die dauernde geistige Auseinandersetzung mit dem Wissen um die Wahrheit.

Die herausgegriffenen Wörter haben nicht überall den direkten Bezug auf das Wesen des Evangeliums, aber dadurch, dass sie immer wieder auftauchen, bauen sie eine Erinnerung auf, die das Wesen erahnen lässt.

Zum Schluss sei noch auf den Satzbau bei Johannes hingewiesen. Da sind die kurzen, präzisen Hauptsätze, die so einfach und klar sind, dass der Leser voreilig glaubt, alles verstanden zu haben. Aber gerade hinter der Einfachheit verbirgt sich unergründliche geistliche Tiefe. Die vielen „Ich-bin-Worte“ zeigen das. Zunächst weisen sie auf Gott hin, der sagt: „*Ich bin, der ich bin*“ (2. Mose 3,14). Der Sprecher bindet sich an den ewigen, unwandelbaren Gott. Das Prädikativ, nämlich was er ist, z.B. das Licht der Welt (Johannes 8,12), verhüllt in einer bildhaften Rede, sondern ein ganzes Programm von Handlungen und Einflussnahmen, die sich erst dem sorgfältig Hinhörenden erschließen.

Es gibt noch viel zu entdecken im Johannesevangelium.

Arno Hohage



Der Brotkönig

Kommunikation ist eine komplizierte Sache. Dass wir Menschen einander verstehen, ist von verschiedenen Dingen abhängig. Und manchmal will Kommunikation einfach nicht klappen, weil zwei Menschen auf komplett verschiedenen Ebenen miteinander reden. Wie bei dem Ehepaar, das bei einer Autofahrt an der Ampel steht. „Die Ampel ist grün!“ stellt der Ehemann fest. „Immer musst du mich kritisieren!“ zischt die Frau am Steuer zurück. Sie hörte die Tatsachenerklärung des Mannes als Kritik an ihrem Fahrstil. Ein herrlicher Ausgangspunkt für ein stundenlanges Streitgespräch, indem das Ehepaar völlig aneinander vorbeiredet.

Ein Problem

Ein ähnlich langes Streitgespräch finden wir auch in Johannes 6. Auch hier geht die Kommunikation aneinander vorbei, weil die Gesprächspartner auf verschiedenen Ebenen diskutieren. Das macht den Text zum Teil schwer verständlich, aber auch äußerst lehrreich.

Ausgangspunkt ist – ähnlich wie bei unserem Ehepaar – eine Alltagssituation. Zumindest für Jesus und seine Jünger ist die Situation Alltag, dass mehrere tausend Menschen bei ihnen sind, um Jesus zuzuhören.

Doch Jesus – ganz Mensch – sieht ein praktisches Problem auf sie zukommen: Irgendwann wird die Menge Hunger bekommen. „Was dann?“, fragt er Philippus, einen seiner Jünger. Dieser – auch ganz Mensch – beginnt pragmatisch zu überlegen und kommt zu dem Ergebnis, dass die Versorgung dieser Massen die finanziellen Möglichkeiten der Jünger übersteigt. Andreas, ein weiterer Jünger Jesu, findet zwar einen Jungen, der fünf Brote und zwei Fische mit sich trägt, aber er sieht ein, dass das bei der Masse auch nicht die Lösung sein kann. Jesus dagegen – ganz Gott – hat eine übernatürliche Lösung für das Problem. Er dankt für das Essen und verteilt es. Und – wer hätte das gedacht: Alle werden von dieser kleinen Portion des Jungen satt. Es bleibt sogar noch körbewise Essen übrig. Die Leute sind aus dem Häuschen. Endlich ist die Lösung all ihrer Probleme da. Sie warteten auf einen starken Mann in ihrem Volk, der – von Gott gesegnet – sie aus der Unterdrückung der Römer befreien kann. Wer könnte es besser als Jesus, der gerade eben bewiesen hat, wie man ein ganz praktisches Problem mit einem Wunder lösen kann? Er wird auch die anderen praktischen Probleme lösen können. Doch bevor die Menschen Jesus an Ort und Stelle zu ihrem König machen können, zieht dieser sich in die Einsamkeit zurück.

Missverständene Zeichen

Warum will Jesus kein Brotkönig sein? Er hat den Menschen in einem Problem kompetent geholfen, sodass sie ihm auch ihre anderen alltäglichen Probleme, die ihre Kraft übersteigen, anvertrauen wollen. Warum schlägt Jesus dieses Machtangebot aus?

Den Leuten lässt diese Frage scheinbar auch keine Ruhe. So machen sie sich am nächsten Tag wieder auf die Suche nach ihm. Und jetzt geht's los mit der verkappten Kommunikation. Jesus ignoriert die Frage, die ihm gestellt wird und wirft

den Menschen vor, dass sie ihn aus den falschen Motiven heraus suchen.

„Ihr sucht mich ..., weil ihr von dem Brot gegessen habt und satt geworden seid“ (Johannes 6,26 GNB). Ja, ist denn das verwerflich? Jesus hat ein Wunder getan, die Menschen haben das anerkannt und wollen ihm alle ihre alltäglichen Probleme anvertrauen. Klingt doch eigentlich gut. Aber Jesus hat mit diesem Wunder etwas anderes bezweckt. Er wollte mit dem Wunder ein Zeichen geben. Ein Zeichen, dass eine neue heilsgeschichtliche Epoche anbricht. Der erwartete Messias ist da. Und er bringt mehr mit als Brot, das satt macht. Er bringt Nahrung für die Ewigkeit. Wir haben es hier mit zwei Kommunikationsebenen zu tun. Nennen wir es mal die weltliche und die geistliche Ebene. Das Volk hat erlebt, wie Jesus ihnen bei einem ganz konkreten weltlichen Problem geholfen hat. Er hat ihren Hunger gestillt. Obwohl Jesus dieses Problem übernatürlich gelöst hat, denken die Menschen nicht auf der geistlichen Ebene weiter, sondern wollen diese übernatürliche Macht in ihrer Alltagswelt verwurzeln. Er soll für ihr Leib und Leben sorgen: Hunger stillen, Krankheiten heilen und Schutz vor den Römern bieten. Jesus dagegen hat dieses Wunder getan, um den Menschen zu zeigen, dass es mehr gibt, als die Sorgen dieser Welt. Sein Auftrag geht über das politische Heldentum hinaus. Er ist der Menschensohn, den Gott gesandt hat.

Diese geistliche Ebene sollen die Menschen durch seine Wunder erkennen. Übrigens ist das gerade das Besondere am Johannesevangelium. Dort werden nur von acht ausgewählten Wundern Jesu berichtet, die alle – obwohl sie ganz konkret eine Alltagsnot stillen – eine geistliche Komponente von Jesus als Sohn Gottes vermitteln wollen. Jesus schafft Qualität (Wasser wird in Wein verwandelt, Johannes 2,1-10), er ist der Herr über Raum (Heilung über Raumgrenzen hinweg, Johannes 4,46-54) und Zeit (Heilung eines Mannes, der 38 Jahre chronisch krank war, Johannes 5,1-18).

Quantität ist kein Problem für ihn (Speisung der 5000, Johannes 6,1-15) er herrscht über die Natur (Jesus geht auf dem Wasser, Johannes 6,16-21; Jesus schenkt einen erfolgreichen Fischfang, Johannes 21,1-8), er kann Schicksalsschläge abwenden (Heilung eines Blindgeborenen, 9,1-12), und besiegt den Tod (Auferweckung des Lazarus, Johannes 11,17-33). Jedes dieser Wunder geschieht als Hinweis auf Jesus den Messias. Doch die Menschen, um Jesus herum, kommen über die innerweltliche Verständnisebene nicht hinaus.

Ein Blick für das ewige Leben

Jesus versucht seine Zuhörer in diesem Gespräch in Johannes 6 auf die geistliche Verständnisebene zu bringen, indem er sagt: „*Bemüht euch nicht um vergängliche Nahrung, sondern um wirkliche Nahrung, die für das ewige Leben vorhält*“ (Johannes 6,27a GNB). Ganz klar, hier kann nicht vom Essen die Rede sein. Wie erlangt man diese geistliche Nahrung? „*Gott verlangt nur eins von euch: Ihr sollt den anerkennen, den er gesandt hat*“ (Johannes 6,29 GNB).

Jetzt dämmert es den Leuten: „Ah, er spricht von sich selber. Ihn sollen wir als Gottes Sohn anerkennen.“ Doch schon schieben sich Zweifel in das Gespräch. „Wenn Jesus wirklich der versprochene Messias ist, dann muss er einen klaren Beweis seiner Bevollmächtigung liefern“, denken sie sich und fordern es laut. „*Ein eindeutiges Wunderzeichen*“ (Johannes 6,30 GNB) – hm, war das Sattmachen von 5000 Menschen nicht eindeutig genug? „Es muss so eindeutig sein, wie das Manna – das Brot vom Himmel – das unsere Vorfahren von Mose bekamen.“

Eine Zwischenbemerkung

Eine kurze Zwischenbemerkung sei erlaubt: Wenn man das so liest, möchte man die Menschen am liebsten schütteln. Sie fordern Brot, das sie satt macht? Haben sie das nicht gerade am Vortag erlebt? Sie wünschen sich ein großes Wunder, so wie es ihre Vorfahren erlebt haben, als sie auf übernatürliche Weise ernährt wurden? Ist nicht genau das einen Tag zuvor passiert? Wollten sie nicht vor ein paar Stunden Jesus zum König erklären, weil er so ein großes Wunder tat? Und jetzt stehen sie vor Jesus und fordern endlich mal ein richtiges Zeichen,

wenn er schon die Frechheit besitzt, sich als Messias darzustellen. Sie erscheinen mir wie kleine Kinder, die nur die Gegenwart sehen. Wenn Jesus in meinem Leben solche Wunder tun würde, also dann wäre ich mal ein bisschen dankbar, anstatt so fordernd zu sein. Sollen sie sich doch glücklich schätzen, dass sie Jesus so erleben dürfen. Ich muss mich mit „Glauben ohne sehen“ zufrieden geben.

Momentmal, was wackelt hier so? Jetzt werde ich mal durchgeschüttelt. Und da fällt's mir wieder ein: Wie Jesus uns bei der Geburt unseres Kindes überreich an allem Materiellen beschenkt hat, das man für so ein Baby so braucht, weil wir es uns nicht einmal ansatzweise leisten konnten. Wie er mich auf den Punkt genau und absolut treffend ermutigt hat, als ich in düsteren Gedanken gefangen war. Wie er Wege gefunden hat, zu mir zu sprechen, obwohl ich in eine ganz andere Richtung unterwegs war. So viele konkrete übernatürliche Wunder. Wir Menschen, wir sind manchmal wie kleine Kinder. Und brauchen ab und zu einen kleinen Aufrüttler, um wieder klar sehen zu können. Doch nun zurück zu unserem Diskussionsgespräch.

„Bemüht euch nicht um vergängliche Nahrung, sondern um wirkliche Nahrung, die für das ewige Leben vorhält.“

Johannes 6,27a

Ich bin es!

Jesus korrigiert die Menschen um ihn herum in aller Seelenruhe, was ihr Wissen über das Manna angeht. „*Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel*“ (Johannes 6,32). Und dann beginnt er das Brot Gottes zu beschreiben, wie es vom Himmel herabsteigt und der Welt das Leben gibt. Wie es die weltliche Ebene mit der geistlichen Komponente durchtränkt. Und den Leuten läuft das Wasser im Mund zusammen. Wie bei einer guten Werbung beginnen sie, sich nach dem beschriebenen Produkt, dem Brot Gottes zu sehnen. Sie wollen es unbedingt haben. Jetzt sofort. Und das ist der große Moment in diesem Diskussionsgespräch. Jesus proklamiert: ICH BIN ES! „*Ich bin*

das Brot, das Leben schenkt. ... Wer zu mir kommt, wird nie mehr hungrig sein. Wer sich an mich hält, wird keinen Durst mehr haben“ (Johannes 6,35).

Jesus verkündet eine der größten geistlichen Wahrheiten. Aber er macht sich keine Illusionen darüber, dass die Menschen ihm glauben (Johannes 6,36). Und tatsächlich: Das Erste, was die Menschen sagen, ist Gemecker: „Wir kennen doch seinen Vater und seine Mutter! Er ist doch Jesus, der Sohn Josefs! Wie kann er behaupten: ‚Ich komme vom Himmel?‘“ Wie ernüchternd. Das Gespräch endet nicht auf einer gemeinsamen Kommunikationsebene. Die Menschen bleiben in ihrer Welt haften und schaffen es nicht, einen Blick in die geistliche Welt zu werfen. Sie begreifen nicht, wer da vor ihnen steht. Trotz eindeutiger Wunder erkennen sie die Göttlichkeit von Jesus nicht an.

Ein Blick über unsere Welt hinaus

Bei mir hinterlässt das ein beklemmendes Gefühl. Auch ich möchte Jesus zu gern zu meinem Brotkönig reduzieren, der verlässlich und mit Macht die Probleme meiner kleinen Welt löst. Aber Jesus, der Sohn Gottes, ist König des Lebens. Dieses Lebens und des ewigen Lebens. Er lässt sich nicht vor unseren Karren spannen. Seine Perspektive geht über diese Welt hinaus in die Ewigkeit. Wenn man sich an diesen König des Lebens hält, dann gewinnt man Leben. Echtes, befriedigendes Leben, das viel tiefer und ganzheitlicher ist, als die materiellen Dinge dieser Welt. Auch damit will Gott uns versorgen. Aber dabei hört es niemals auf. Im Gegenteil: Die übernatürlichen Wunder sind immer ein Hinweis auf einen König, der uns ganzheitlich Leben schenken will. Manchmal sogar in materieller Not. Ich wünsche Ihnen und mir diesen ganzheitlichen Blick; den Blick über unsere Welt hinaus ins geistliche Leben. Zur Not mit ein bisschen Schütteln.

Cordula Lindörfer

Cordula arbeitet zusammen mit ihrem Mann Marco als Jugendreferenten der Freien Brüdergemeinde Greifswald und betreiben dort die evangelistische Jugendarbeit „Swift“.



**„ICH BIN DAS BROT,
DAS LEBEN SCHENKT.**

**... WER ZU MIR KOMMT,
WIRD NIE MEHR HUNGRIG SEIN.
WER SICH AN MICH HÄLT,
WIRD KEINEN DURST MEHR HABEN.“**

Johannes 6,35

Die Wahrheit ...?



Foto: © S.Duda, fotolia.com

Alle haben recht

„Ein Bürgermeister muss eine schwierige kommunale Angelegenheit regeln. Er lädt die verschiedenen Parteien mit ihren unterschiedlichen Positionen und widersprüchlichen Interessen zu Einzelgesprächen ein. Nachdem er den ersten Interessenvertreter angehört hat, sagt er: ‚Sie haben ganz recht.‘ Nachdem er die zweite Position gehört hat, sagt er auch zu deren Vertreter: ‚Ich kann Sie gut verstehen. Sie haben ganz recht.‘ Nachdem er mit der dritten Partei gesprochen hat, sagt er auch zu dieser: ‚Selbstverständlich haben Sie recht.‘ Sein Sekretär sitzt dabei und stellt ihn hinterher zur Rede: ‚Wie kannst du denn zu allen sagen: Sie haben recht? Das geht doch nicht; das kann doch gar nicht sein.‘ Die Antwort des Bürgermeisters: ‚Da hast du ganz recht.‘“¹

Was hat diese Stadt für einen vorbildlich toleranten Bürgermeister! Die Frage ist nur, welche Entscheidung er am Ende trifft. Findet er einen Kompromiss, der allen Ansprüchen

gerecht wird? Hört er auf den Interessenvertreter, der ihm am sympathischsten ist oder ihm einen netten Urlaub spendiert? Oder schlägt er sich auf die Seite dessen, der den größten Einfluss hat im Landkreis? Schließlich könnte er die Entscheidung auch hinausschieben und die Lösung des Problems seinem Nachfolger überlassen: Soll der sich doch unbeliebt machen!

Das Verständnis des Bürgermeisters für die verschiedenen Positionen ist lobenswert. Sein Einfühlungsvermögen in die Situation der Gesprächspartner kann helfen, nicht überstürzt zu handeln. Aber das alles ändert nichts daran, dass die Angelegenheit irgendwie entschieden werden muss. Und möglichst nicht nur irgendwie, sondern zum Wohle der Bürger.

In vielen Fragen des täglichen Lebens ist klar: Es gibt verschiedene Meinungen, aber nicht jede Meinung kann richtig sein. Es gibt verschiedene Wahrheitsansprüche, aber nicht jeder Wahrheitsan-

spruch kann die Wahrheit sein. Deshalb muss ich abwägen und mich entscheiden. Ein Kompromiss, der alle Meinungen berücksichtigen will, ist meistens unbefriedigend, ein Hinausschieben der Entscheidung oft unmöglich.

Wenn es jedoch um die persönliche Lebensführung oder den Glauben geht, um Religion und Ethik, sind sich viele nicht sicher, ob es ein richtig und falsch, ob es eine Wahrheit für alle geben kann. Muss da nicht jeder das glauben und machen, was für ihn oder sie richtig ist, was für ihn oder sie wahr ist? Solange man keinem anderen Menschen schadet, ist alles erlaubt, oder?

Die Wahrheit ist weg

Wir leben in einer unüberschaubaren Zeit. Auf der einen Seite gibt es unendlich viele miteinander konkurrierende Sinn-Angebote. Neben den verschiede-

densten christlichen Kirchen versprechen zahllose religiöse und nicht-religiöse Unternehmen ein erfülltes glückliches Leben. Doch nicht selten produzieren diese Angebote vor allem Enttäuschung. Auf der anderen Seite fühlt sich jeder bei der Suche nach Sinn und Glück auf sich selbst angewiesen. Allgemein anerkannte Autoritäten gibt es nicht, jeder will und soll selbst mündig sein, keiner möchte manipuliert werden. Besonders skeptisch ist man da gegenüber Menschen, die von sich behaupten, die einzige, die absolute Wahrheit zu besitzen. Hier wittert man Vereinnahmung, befürchtet Machtansprüche und Fremdbestimmung.

Missionarischer Eifer ruft deshalb unwillkürlich Misstrauen hervor. Auch wenn dabei oft übersehen wird, dass im Hintergrund permanent die verschiedensten Interessengruppen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft für die Geltung ihrer Ansichten kämpfen, ohne dabei transparent zu machen (vielleicht sogar ohne sich selbst bewusst zu sein) welche Glaubensüberzeugungen hinter ihren Zielen stecken.

Doch eine öffentlich als absolut verkündete Wahrheit scheint gefährlich zu sein. Sie grenzt Menschen ab und möglicherweise aus. Führt sie nicht automatisch zu Überheblichkeit, zur Abwertung derer, die ihr nicht anhängen? Sind solche absolut gesetzten Wahrheitsansprüche nicht letztendlich die Ursache für Fanatismus, Terrorismus und Krieg?

Toleranz gilt dagegen als Voraussetzung für Frieden und Verständnis zwischen Menschen, Religionen und Völkern. Wenn man sich auf die Formel einigt: „Alle Religionen bieten einen Weg zu Gott und einem erfüllten Leben an – alle Religionen sind letztendlich gleich wahr“, dann ist das eine gute Grundlage für ein harmonisches Zusammenleben.

Für viele steht deshalb fest: Die Wahrheit gibt es nicht, schon gar nicht in der Einzahl. Das Einzige, was bleibt, sind individuelle Wahrheiten, die jeder für sich erkannt hat. Jeder muss selbst die Wahrheit finden, die zu ihm passt.

Typisch für unsere Zeit sind deshalb Sätze, die mit den Worten beginnen: „Ich meine ...“ oder „Für mich ist ...“. Wenn es um die wesentlichen Dinge geht, wird die Sprechweise durch und durch subjektiv. Das drückt Bescheidenheit aus. Der andere soll nicht bevormundet werden. Zugleich macht es die eigene Position unangreifbar. Was ich denke und erfah-

ren habe, wie ich die Welt sehe und alles, was dahinter steht, das kann mir doch niemand wegnehmen oder wegreden. Eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Wahrheit wird so unmöglich. Und oft ist sie auch unerwünscht – im Gegensatz zum interessanten Meinungsaustausch.

Doch der Unterschied zwischen einer Meinung und der Wahrheit ist ihr Geltungsanspruch. Eine Meinung gibt wieder, wie ich einen Sachverhalt sehe. Die Wahrheit dagegen nimmt für sich in Anspruch, die Sache so wiederzugeben, wie sie wirklich ist. Deshalb ist eine Wahrheit für alle gültig, unabhängig von den einzelnen Meinungen.

In vielen Situationen setzen wir das auch als selbstverständlich voraus. Jeder weiß, dass er die Treppe nur hinunterfallen kann und niemals hinauf, unabhängig davon, ob er das gut findet oder nicht. Warum sollte das anders sein, wenn es um die tieferen Fragen nach dem Sinn unseres Daseins geht, nach Verantwortung gegenüber Gott, nach gelingendem Leben? Hängt die Antwort darauf wirklich nur von meinem subjektiven Empfinden ab? Von meiner Meinung über Religion, letztendlich von meinem persönlichen Geschmack?

Auch wenn religiöser Pluralismus oft als alternativlos dargestellt wird, lohnt sich gerade in diesen Fragen nach wie vor die Suche nach der Wahrheit.

„Ich bin die Wahrheit“

Denn bei der Auseinandersetzung um die verschiedenen Glaubensrichtungen und Weltanschauungen verliert man schnell aus dem Blick, dass es hier um mehr geht, als um Ideen, Theorien oder Gedankengebäude. Das, was Menschen glauben, hat immer handfeste Auswirkungen und an ihnen zeigt sich, ob es sich um die Wahrheit handelt oder um eine Lüge.

Die Bibel betont darum immer wieder: Wahrheit kommt von dem Gott, der die Menschen geschaffen hat und um ihr Wohl besorgt ist. Deshalb ist Wahrheit das, was das Leben fördert, was sich für den Einzelnen und die Gemeinschaft bewährt. Wahrheit wird nicht theoretisch begründet, sie beweist sich im Lebensvollzug oder spätestens an der Grenze des irdischen Lebens. Wer die Wahrheit gefunden hat und sich nach ihr richtet, dessen Leben gelingt und der kommt ans Ziel.

Im Neuen Testament bestätigt Jesus

diese Tatsache: „*Dein Wort, Gott, ist Wahrheit*“ (Johannes 17,17). Zugleich spitzt er sie zu, indem er auf sich selbst verweist: „*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zu Gott, dem Vater, als nur durch mich*“ (Johannes 14,6).

Wer die Wahrheit sucht, muss Jesus anschauen: wie er gelebt hat, wie er Menschen geholfen und wiederhergestellt hat, wie er sich für andere geopfert hat und auferstanden ist. Am Leben Jesu wird deutlich: Die Wahrheit befreit. Sie schafft Leben und bewährt sich am Ende. Und seine anmaßend klingende These: „*Ich bin die Wahrheit!*“ ist in Wirklichkeit eine Einladung: „Orientiere dich an mir, folge mir nach, vertraue mir und dein Leben wird sinnerfüllt und fruchtbar sein, du wirst am Ziel ankommen.“

Beim Blick auf Jesus wird auch die Befürchtung zerstreut, die Behauptung einer absoluten Wahrheit führe zwangsläufig zu Überheblichkeit und Machtansprüchen. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade Jesus, der die Wahrheit für sich reklamierte, hat sein ganzes Leben lang anderen gedient. Als er wegen seines Wahrheitsanspruchs hingerichtet wurde, wehrte er sich nicht. Er verzichtete auf die Machtmittel, die ihm zur Verfügung gestanden hätten, um seine Gegner zu vernichten. Mit einem Gebet für seine Mörder ist sein Leben erloschen. Deshalb wird jeder wahre Nachfolger Jesu die Wahrheit nicht missbrauchen, um andere zu manipulieren oder zu beherrschen. Nein, die Wahrheit, die sich in Jesus zeigt, ist die Wahrheit, die Menschen barmherziger macht, die Menschen wahrhaft tolerant macht, die sie sogar dazu befähigt, ihre Feinde zu lieben.

Andreas Schmidt

Andreas Schmidt ist von Beruf Lehrer und seit 2003 als Jugendreferent der Christlichen Jugendpflege überörtlich tätig.



Fußnote:

1 Diese nette Geschichte findet sich bei Heinzpeter Hempelmann: Glauben wir alle an denselben Gott?, Wuppertal (R. Brockhaus) 1997

:GLAUBEN



Die ersten Jünger

Wie Menschen am Anfang zu Jesus fanden – und was wir heute davon lernen können

Nachfolge, Jüngerschaft: was ist das eigentlich?

Menschen können Fans haben: Schlagerstars oder Schauspieler zum Beispiel. Und viele Leute haben heute auch „Nachfolger“: die *followers* bei twitter. Aber nur Jesus Christus hat echte Nachfolger, Jünger.

Im normalen deutschen Sprachgebrauch – der sich ja manches Mal vom „frommen“ Sprachgebrauch unterscheidet! – ist ein „Nachfolger“ allerdings jemand, der den Posten seines Vorgängers übernimmt, zum Beispiel in der Firmenleitung. Dabei erwartet niemand, dass sich der Nachfolger genau an das hält, was sein Vorgänger erarbeitet hat; oft besteht weder menschlich noch sachlich eine Beziehung zwischen Vorgänger und Nachfolger.

Nachfolge in der Bibel ist dagegen etwas komplett anderes: ein Blick in den griechischen Urtext des Neuen Testaments enthüllt dem Bibelleser, was das Wort Gottes mit Begriffen wie Jünger, Jüngerschaft und Nachfolge meint.

Jünger: *mathetes*, ein Lernender, abgeleitet von dem griechischen Wort für „lernen“. Der Jünger ist mehr als nur ein Schüler, der vermitteltes Wissen annimmt; er ist darüber hinaus ein (begeisterter) Anhänger seines Lehrers, der die Lehre aufnimmt und als Maßstab auf sein Verhalten anwendet. Zwei wichtige Eigenschaften kennzeichnen einen Jünger: Glaube und Vertrauen, das durch eine persönliche Beziehung entsteht. Das Wort *mathetes* kommt nur in den Evangelien und in der Apostelgeschichte vor; es bezeichnet die Menschen, die Jesus persönlich erlebt haben und mit ihm durch das Land gereist sind. Später werden die Anhänger des Herrn Jesus „Brüder“ genannt: einerseits durch die Verbindung untereinander (als Kinder

desselben himmlischen Vaters), andererseits, weil Jesus selbst sie einmal als seine Brüder bezeichnet hatte (siehe Matthäus 12,46-50). (Das Gleiche gilt natürlich – man muss es heute wohl ausdrücklich erwähnen – auch für Frauen!)

Das deutsche Wort „Jünger“ bezieht sich ursprünglich auf einen jungen lernenden Menschen, der von einer älteren und erfahrenen Person angeleitet wird. Der „Jünger“ ahmt dabei das Vorbild des Älteren nach.

Nachfolger: das griechische Wort *akoloutho* bedeutet einfach „hinterher gehen, folgen“ im wörtlichen Sinne. Die Aufforderung von Jesus: „Folge mir nach“ ist zuerst in diesem praktischen Sinn zu verstehen: „Komm mit, mach dich mit mir auf die Reise.“ In der Regel gehört aber auch ein persönliches Vertrauensverhältnis dazu; man verlässt sich darauf, dass der Führer, dem man hinterher geht, den richtigen Weg weiß – so wie ein Bergführer oder ein Wanderführer, der das Gelände kennt: die ortsunkundige Gruppe kann sich auf ihn verlassen und ihm folgen.

Nachfolge im biblischen Sinn ist eine bewusste Bindung an Jesus Christus. Wenn ein Christ der Nachfolge des Herrn Jesus die Priorität in seinem Leben gibt, so bedeutet das zwangsläufig, dass andere Beziehungen und Interessen erst an zweiter Stelle kommen können (siehe Lukas 14,25-33).

Wie kann man zu einem Jünger, einem Nachfolger des Herrn Jesus Christus, werden? Wie kann man in unserer heutigen Zeit als „Jünger des Herrn Jesus“ andere Menschen in seine heilige Gegenwart bringen, „zu Jüngern machen“ (siehe Matthäus 28,19-20)? Die Bibel berichtet unter anderem im Johannes-evangelium (Johannes 1,35-51) darüber, wie die ersten Menschen in Kontakt zu Jesus kamen.

Zwei Jünger von Johannes dem Täufer werden von ihrem Lehrer zu Jesus geschickt

Johannes der Täufer hat etliche Menschen zur Buße gerufen und getauft – auch den Herrn Jesus. Johannes weiß genau: dieser Jesus ist kein sündiger Mensch, er hat die Taufe zur Buße absolut nicht nötig. Er ist sich dessen bewusst, dass Jesus das auserwählte Lamm Gottes ist, der Messias. Gott selbst hat das bei der Taufe des Herrn Jesus dem Täufer Johannes ausdrücklich klargemacht. Und nun weist Johannes seine eigenen Jünger auf den Herrn Jesus hin. Er wird durch diesen Hinweis eigene Nachfolger verlieren, doch das ist für ihn unwesentlich. Johannes der Täufer weiß, dass nur eine Beziehung zum Herrn Jesus für einen Menschen wirklich zählt; die Orientierung an einem Vorbild wie Johannes hat keine ewige Bedeutung. Deshalb kann er seine Jünger loslassen und zu Jesus schicken.

Johannes der Täufer ist absolut vertrauenswürdig; seine beiden Jünger haben offenbar diese Erfahrung schon machen können. Auf dieser Vertrauensbasis verlassen sie sich auf die Beurteilung ihres bisherigen Lehrers und wenden sich dem Herrn Jesus Christus zu.

Die beiden machen sich auf den Weg und laufen Jesus hinterher. Das ist Nachfolge im wörtlichen Sinn: hinterhergehen, den Spuren eines Anführers folgen. Der Herr Jesus lässt sie nicht einfach hinterherlaufen, er spricht sie an und fragt nach ihren Motiven. Die Johannesjünger geben dem noch unbekanntem Mann eine erste vorsichtige Antwort: eine unverfängliche, abwartende Gegenfrage. Ob der Unbekannte sie wohl einladen wird?

Jesus fordert die Männer auf, sich selbst ein Bild zu machen; ihn zu beobachten,

mit ihm zu reden, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Welch ein Angebot!

Versetzen wir uns in die Rolle von Johannes dem Täufer: er kennt den Herrn Jesus; er will Menschen mit ihm bekannt machen. Wie geht er vor? Welches Beispiel gibt er uns?

- Johannes' Verhalten zeigt, dass er Jesus die erste Priorität einräumt. Johannes bindet Menschen nicht an sich selbst, sondern er lässt sie los, damit sie sich ganz auf Jesus einlassen können!
- Vertrauen erwächst immer aus einer Beziehung, das hat auch Johannes der Täufer erfahren. Seine Jünger, seine Freunde, vertrauen ihm, weil sie ihn kennen. Sie können seine Reaktionen einschätzen und sie respektieren seine Beurteilung.

Auf diese Weise können auch Christen heutzutage ihre Freunde für den Herrn Jesus gewinnen. Die sogenannte Freundschafts-Evangelisation ist eine völlig natürliche Verhaltensweise: in einer vertrauensvollen freundschaftlichen Beziehung sollte es selbstverständlich sein, über alle Themen – und damit auch über den Glauben – zu sprechen.

Die beiden Johannesjünger kennen Jesus bisher nur vom Hörensagen, doch auf Empfehlung ihres Lehrers lassen sie sich auf eine persönliche Begegnung ein. Ihre erste Reaktion ist sehr typisch – und noch heute bei vielen Menschen zu beobachten.

- Bei der ersten Kontaktaufnahme zeigen die Neulinge zwei wichtige Verhaltensweisen: Neugier und Vorsicht.
- Das Angebot des Herrn Jesus, ihn ganz ungezwungen kennen zu lernen, nehmen die Beiden gern an.

Unvoreingenommene und „unverbindliche“ Information steht auch heute noch völlig zu Recht am Anfang einer Beziehung zu Jesus Christus. Menschen, die am Glauben interessiert sind, aber Jesus Christus noch nicht kennen, möchten nicht „angepredigt“ oder sogar bedrängt werden. Ob in meinem privaten Umfeld oder in der Gemeinde: die Menschen dürfen erwarten, dass wir ihre Fragen beantworten – wenn sie welche stellen! Vielleicht möchten sie aber auch zunächst nur beobachten, zuhören, ihre eigenen Schlüsse ziehen, sich in ihrem eigenen Tempo dem Herrn Jesus nähern.

Eine gesunde Vorsicht in Glaubensdingen ist absolut berechtigt. Halten wir das aus?

Andreas nimmt seinen Bruder Simon mit zu Jesus

Andreas, einer der beiden Jünger des Johannes, ist durch die Begegnung mit Jesus sofort überzeugt: Jesus ist der Messias! Diese bahnbrechende Information kann er auf keinen Fall für sich behalten; er vertraut sie sofort seinem Bruder Simon an.

Andreas wusste von Johannes dem Täufer, dass Jesus das „Lamm“ ist – vielleicht stellt er sogar den Zusammenhang zu Jesaja 53 her, denn die Schriften des Alten Testaments waren ihm offenbar geläufig. Die persönliche Begegnung mit Jesus gibt ihm außerdem durch den Geist Gottes die Gewissheit, dass Jesus der Christus, der Messias, der „Gesalbte“ der Prophetien aus dem Alten Testament sein muss. Andreas hat ein gutes biblisches Vorwissen und wendet es an. Er hat Jesus persönlich kennengelernt und seine Schlüsse daraus gezogen. Die Konsequenz seiner Entdeckung ist für Andreas sonnenklar: Sein Bruder muss sofort davon erfahren!

Simon Petrus lässt sich von der Begeisterung des Bruders anstecken. Die erste persönliche Begegnung Simons mit dem Herrn Jesus trifft ihn vermutlich sofort ins Herz – auch wenn uns seine Reaktion leider nicht überliefert wird. Der Blick des Herrn Jesus sieht nicht nur Äußerlichkeiten, sondern er sieht den ganzen Menschen mit all seinen Fragen; er sieht auch die Motivation. Jesus kennt und sieht die Vergangenheit eines jeden Menschen, er kennt aber genauso seine Zukunft. Er weiß, dass Petrus ein eifriger und ernsthafter Jünger sein wird, obwohl er auch manches Mal unüberlegt und impulsiv handeln wird.

Andreas ist ein mutmachendes Beispiel für Christen, Freunde und Verwandte (!) für eine Beziehung zu Jesus Christus zu gewinnen.

- Die Beziehung zu Jesus ist zwar immer etwas sehr Persönliches, aber sie ist – im Gegensatz zu einer Ehebeziehung – nie „exklusiv“!

Andreas hat seinem Enthusiasmus freien Lauf gelassen und seinem Bruder damit die Begegnung mit Jesus ermöglicht. Andreas ahnte es vielleicht schon, und wir wissen es heute genau: Jeder

Mensch, der sich darauf einlässt, kann diesen vertrauten Umgang mit dem Herrn Jesus Christus genießen. Deshalb ist es natürlich für einen Christen unvorstellbar, eifersüchtig darüber zu wachen, dass niemand anders Zugang zum Herrn bekommt. Oder glauben wir manchmal vielleicht, wir hätten die Liebe des Herrn Jesus – im Gegensatz zu Herrn X. und Frau Y. – „verdient“?

- Jesus kennt jeden Menschen; er weiß alles von jedem Menschen – auch das, was kein anderer Mensch weiß, denn Jesus ist der Sohn des allmächtigen und allwissenden Gottes!

Diese Erfahrung hat Simon Petrus schon bei seiner ersten Begegnung mit Jesus gemacht, und noch heute erfahren Menschen immer wieder, dass der Herr seine Geschöpfe durch und durch kennt. Selbst im 21. Jahrhundert trifft ein Wort des lebendigen Gottes, ein „Blick“ des Herrn Jesus Christus, immer wieder Menschen im Innersten ihrer Seele. Das ist es, was einen Menschen in eine tiefe Beziehung zum Herrn bringt – nicht unsere menschlichen Bemühungen.

Der Evangelist Matthäus berichtet uns in einer Parallelstelle ebenfalls von der Berufung der beiden Brüder Andreas und Simon (Matthäus 4,18-20):

Während Johannes von der ersten Begegnung der Fischer mit dem Messias berichtet, schildert Matthäus, wie der Herr Jesus (vermutlich wenig später) Andreas und Simon Petrus konkret dazu auffordert, mit ihm zu gehen; so werden sie von ihrer Berufsarbeit weg zu einer neuen Aufgabe berufen.

Jesus fordert Philippus zur Nachfolge auf

Der Weg, auf dem ein Mensch zu Jesus kommt, ist immer sehr individuell: durch Empfehlung (Johannes und seine Jünger), durch persönliche Aufforderung (Andreas und Petrus) oder auch durch den Herrn selbst (Philippus). Auch heute ist das noch sehr unterschiedlich: einige finden den Herrn Jesus durch eine Evangelisation oder einen Flyer; viele durch Verwandte oder Freunde, die gläubig sind; manche auch durch eigenständiges Lesen in der Bibel. Oft sind Christen dabei trotzdem (unbewusst) Vorbilder. Vers 44 legt nahe, dass Philippus von Andreas und Simon Petrus bereits etwas über den Herrn Jesus erfahren hatte –

vielleicht eine persönliche Veränderung der beiden?

- Die Bekehrung und Wiedergeburt eines Menschen ist immer das Ergebnis des direkten Eingreifens Gottes, eine Wirkung des Heiligen Geistes.

Das Ziel einer Begegnung mit dem Herrn Jesus soll stets die konkrete und ernsthafte Nachfolge sein. Gespräche mit Menschen, die auf der Suche nach einer Beziehung zum Herrn sind, können sehr hilfreich und auch oft notwendig sein. Doch wir dürfen einen wichtigen Punkt nie aus den Augen verlieren: der Herr selbst ist es, der einen Menschen in seine Nähe zieht, um ihn für die Ewigkeit zu erretten!

Philippus bringt Nathanael zu Jesus

Durch die eindrucksvolle Begegnung hat Philippus die geistliche und menschliche Ebene des Herrn Jesus erkannt. Er identifiziert Jesus – durch die Verheißungen aus dem Alten Testament – als wahren Gott und – aufgrund seiner menschlichen Abstammung – als wahren Menschen. Philippus stellt seinem Freund Nathanael Jesus, den Sohn Gottes, als reale „ganzheitliche“ Person vor.

Philippus' Begeisterung springt nicht sofort über. Nathanael ist skeptisch.

Er ist nicht ablehnend oder distanziert; das Gespräch mit Philippus ist ihm auch nicht gleichgültig, doch er

meldet Bedenken an. Die Stadt Nazareth ist seines Wissens nicht bekannt für besondere Verheißungen oder Prophetien; Nathanael erkennt also folgerichtig keine Verbindung zwischen diesem Ort und dem im Alten Testament angekündigten Messias. (Die Verheißung galt Bethlehem als Geburtsort des Messias; dieser Ort wird allerdings hier nicht genannt.) Nathanael ist misstrauisch, denn ihm fehlen die „Beweise“. Ist Philippus nun beleidigt? Versucht er seinen Freund mit Argumenten zu überrollen? Nein, Philippus beginnt keine Diskussion, sondern fordert Nathanael auf, sich selbst ein Bild zu machen.

Nathanael hat zwar Zweifel und Vorurteile, ist aber offen dafür, sich korrigieren zu lassen – er ist neugierig genug, sich selbst eine eigene Meinung bilden zu wollen.

Bei der Begegnung mit dem Herrn ist Nathanael verblüfft, dass Jesus ihn offensichtlich schon kennt, obwohl sie sich (auf der menschlichen Ebene) noch nicht begegnet sind. Jesus gibt hier eine kurze und unspektakuläre Demonstration seiner Allwissenheit – das überzeugt Nathanael (durch sein Vorwissen) sofort und unmittelbar von der Göttlichkeit des Herrn Jesus. Dieses Wunder ist für ihn aussagekräftig genug. Was viele Worte von Philippus nicht geschafft haben, das erreicht Jesus Christus mit wenigen Worten: Nathanael erkennt seinen Herrn und Gott!

- Jesus ist der ewige Sohn des lebendigen Gottes, doch er ist ebenso eine historische Persönlichkeit, die zu einer

bestimmten Zeit an einem bestimmten geografischen Ort verankert ist. Diese schlichte Wahrheit kann jeder Christ bezeugen.

- Persönliche Begegnung und Erfahrungen mit Jesus Christus können Vorurteile zunichte machen.
- Menschliche Worte können nur in die Nähe des Herrn Jesus führen. Die Worte des Herrn – für uns überliefert durch die Bibel – können jedoch auch heute Menschen überzeugen.

Nicht unsere Worte, Argumente, persönlichen Zeugnisse und unsere eigene Begeisterung für Jesus führt Menschen zur Erkenntnis des Herrn und zum ewigen Leben – allein das Wirken des Heiligen Geistes ist imstande, dem Leben eines Menschen eine ganz neue Qualität und Richtung zu geben. Mit diesem Wissen allerdings dürfen und sollen wir Menschen in unserem Umfeld mit Argumenten und eigenen Erfahrungen in die Gegenwart Gottes begleiten!

Irmgard Grunwald

Irmgard Grunwald, Jahrgang 1960, verheiratet, fünf erwachsene Kinder. Mitarbeit in der örtlichen Gemeinde und bei verschiedenen christlichen Zeitschriften.



:P



Nächsten- und Feindesliebe

Tugenden Teil 7

Nächstenliebe ist wahrscheinlich das häufigste Stichwort, das Menschen einfällt, wenn man sie nach dem Wesen des Christentums und seinen wichtigsten Tugenden fragt. „Ich glaube an den Gott der Nächstenliebe“, äußerte sich eine bekannte Fernseh-Moderatorin in einem Interview. Schaut man auf die lange Geschichte des Christentums, dann kann man in der Tat – neben allen Verirrungen und dunklen Seiten – gerade dieses Charakteristikum deutlich erkennen. Es waren häufig Christen, deren innovatives Engagement große gesellschaftliche Veränderungen eingeleitet haben. W. Wilberforce hat sein Leben für die Abschaffung der Sklaverei investiert. A. H. Francke hat sich für nachhaltige Bildung und Fortschritt eingesetzt. F. W. Raiffeisen ist als deutscher Sozialreformer in die Geschichte eingegangen. J. H. Wichern hat mit seinem „Rettdorf“, dem „Rauhen Haus“ gesellschaftliche Reformen eingeleitet, weil er Jugendlichen Heimat und Arbeit gegeben hat.

Nächstenliebe und Wohltätigkeit (Philanthropie) sind auch in unserer Zeit hoch angesehen. Es gibt beeindruckende Beispiele von Menschen, die sich für andere selbstlos einsetzen, die sogar ihr Leben aufs Spiel setzen, um andere zu retten. Unvergesslich die Erzieherin, die einem Kind, das während eines Waldspaziergangs in eine tiefe Höhle stürzte, hinterhersprang, um es zu retten. Solche Menschen werden öffentlich ausgezeichnet und als Helden verehrt. Charity-Veranstaltungen stehen hoch im Kurs. Spenden-Galas werden im Fernsehen übertragen und generieren astronomische Summen für soziale Projekte der Nächstenliebe.



Auf der anderen Seite ist auch das harte Wirklichkeit: „Warum sollte ich meinen Nächsten lieben?“ fragt ein junges Mädchen kalt. Den Nächsten zu lieben, bringt nicht nur nichts, sondern ihn nicht zu lieben, ist geradezu Ausdruck des Überlebenskampfes geworden. Wer verletzt worden ist, muss sich hart machen, um sich zu schützen. Ein Herz aus Stahl ist widerstandsfähiger. Sentimentale Äußerungen wie Nächstenliebe passen da nicht.

Und auch das trifft zu: In einer Gesellschaft, die schon vor 30 Jahren von dem Soziologen Christopher Lasch narzistisch genannt wird, denkt jeder in erster Linie nur an sich selbst. Und Feindesliebe gar scheint überhaupt kein Thema zu sein – weder in der Antike noch in unserer Gesellschaft. Sie ist schlicht unmöglich, unattraktiv und ungerecht.

Philosophie und Geschichte

Nächstenliebe im christlichen Sinn wird in der antiken Philosophie nicht gefordert. Das höchste Ziel des Menschen ist für **Aristoteles**, das Gute und Beste zu erreichen, die Glückseligkeit, (*Eudämonie*), (Nikomachische Ethik, I, 1.). Davon abgeleitet kann man seine Konzeption der Selbstliebe (IX, 4.7) verstehen. Erst wer sich selbst liebt, kann dem anderen gut begegnen. Das Selbst verdoppelt sich quasi im anderen. Das eigene Ich erweitert sich in der Freundschaft. Hier liegen Zielrichtung und Begrenzung aristotelischer Ethik der Liebe. Die *philia* bei Aristoteles ist mit der christlichen Nächstenliebe nicht zu vergleichen, weil sie nur zu den wenigen aufgebaut werden kann, zu denen man ein gutes Verhältnis hat.

Menschenfreundlichkeit (*Philanthropie*) gibt es in der antiken Philosophie schon. Sie ist eine allgemeine freundliche Haltung anderen gegenüber. Selbst ein Trinkgeld kann als solche verstanden werden. Für gebildete Römer ist Menschlichkeit (*Humanitas*) eine Tugend, die Aufschluss über Bildung, Kultiviertheit und allgemeines Wohlwollen gibt. **Cicero** besteht darauf, anderen Völkern gegenüber Menschlichkeit anzuwenden.

Am häufigsten ist die Philanthropie bei **Plutarch** (45-125 n.Chr.) zu finden. Er stellt sie an die Spitze der Tugenden und beschreibt viele Verhaltensweisen, die dem Menschen förderlich sind. Höflichkeit und Großzügigkeit gehören ebenso dazu wie der bürgerfreundliche Staat, den er vom barbarischen unterscheidet, der keine Menschlichkeit kennt.

Dass unter Heiden Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe bekannt waren, zeigt uns auch das Neue Testa-



ment. In Apostelgeschichte 28,2 berichtet Lukas, wie die Eingeborenen der Insel Melite (vermutlich Malta) Paulus und den anderen Schiffbrüchigen eine ungewöhnliche Menschenfreundlichkeit (*Philanthropie*) erwiesen.

Als **Humanismus** bezeichnet man die Weltanschauung, die auf die abendländische Philosophie zurückgreift und die Würde des Menschen betont sowie für Toleranz und Freiheit einsteht.

Auch der **Altruismus** muss erwähnt werden, weil er – nach seinem Schöpfer Auguste Comte – als Gegensatz zum Egoismus verstanden wird und Verhaltensweisen erfasst, die dem anderen zugutekommen.

Bibel

Das Doppelgebot der Liebe zeigt den Kern christlichen Glaubens: Gott zu lieben von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst (Markus 12, 35-40, nach 5. Mose 6,5; 3. Mose 19,18), ist nach Jesus das wichtigste Gebot, in dem alle anderen Gebote und die gesamte Botschaft der Propheten zusammengefasst sind (Matthäus 22,35-40; Lukas 10,25-28). Und weil Gottes Liebe allen Menschen gilt, gilt die Nächstenliebe auch allen Menschen, sogar den Feinden. Im Lukasevangelium fügt Jesus die Geschichte vom barmherzigen Samariter an, um zu zeigen, dass es keine Ausrede gibt, seinen Nächsten zu lieben, selbst, wenn er ein Feind – hier ein Jude, der von einem Samariter (Feind) gepflegt wird – ist (Lukas 10,29-37).

Der Begriff der Philanthropie – Menschenliebe – ist uns aus der Bibel vertraut. Im Neuen Testament kommt

das Substantiv *philanthropia* zweimal vor (Apostelgeschichte 28,2 und – mit Bezug auf Christus – Titus 3,4), *philanthropos* (als Adverb) einmal (Apostelgeschichte 27,3), und auch in der Septuaginta, der altgriechischen Übersetzung des AT, wird das Wort *philanthropia* verwendet. Diese Haltung spiegelt Gottes Wesen wider (Titus 3,4). <http://de.wikipedia.org/wiki/Philanthropie> - cite_note-16

Besonders Johannes zeigt in seinen Briefen und seinem Evangelium, dass alle Menschen-, Nächsten- und Feindesliebe ihren Ursprung in Gott hat und nicht in uns. „Die Liebe ist von Gott“ (1. Johannes 4,7). Bis zu einem gewissen Grad können wir auch als natürliche Menschen lieben. Aber echte Liebe weitergeben kann letztlich nur der, der sich von Gott selbst geliebt weiß und in dessen Herzen „die Liebe ausgegossen ist“ (Römer 5,5). Daher: „Lasst uns lieben, denn er hat uns **zuerst geliebt**“ (1. Johannes 4,19). Und damit es keine Missverständnisse über die Wichtigkeit tätiger Nächstenliebe gibt, betont Johannes: „Wer nicht liebt, kennt Gott nicht“ (4,8) und ermutigt sogar, dass wir unser „Leben für die Brüder lassen“ (3,16). Es gibt keine „größere Liebe“ (Johannes 15,13). Dass das auf den Bruder zutrifft (1. Johannes 2,9-11), mag man noch nachvollziehen. Wie sieht es aber mit der Feindesliebe aus. Kann und soll man sie leben?

Bei der Feindesliebe spürt jeder eine natürliche Grenze, die nur durch eine andere Kraft überwunden werden kann. Die Liebe Gottes zeigt ihre grenzüberwindende Kraft gerade an Sündern und Feinden: „Gott erweist seine Liebe zu uns ... als wir noch **Sünder** waren ... als wir noch **Feinde** waren“ (Römer 5,8.10). So wird im NT

die Feindesliebe als reinste und stärkste Form der Gottesliebe bezeichnet. Jesus betet sogar noch für seine Feinde am Kreuz: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lukas 23,34) und der erste Märtyrer, Stephanus, tut es ihm gleich: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ (Apostelgeschichte 7,60). Paulus verlangt, dass „ihr segnet, die euch verfolgen“ (Römer 12,14).

Hier wird am deutlichsten der Unterschied zu einer allgemeinen antiken Ethik erkennbar, die Feindesliebe nicht kennt. Die christliche Nächsten- und Feindesliebe durchbricht als die Kraft der von Gottes Liebe Befreiten die Spirale des Bösen und überwindet den Hass. Sie ist Ausdruck von Versöhnung und soll durch Gottes Gnade gelebt werden.

Konsequenzen

Beten sie einmal konkret für Menschen, die sie gar nicht leiden können und achten Sie darauf, was passiert.

Tun Sie einem Menschen ein konkretes Werk der Liebe und achten Sie, wie es ankommt. Tun Sie es nicht, um von Menschen gesehen zu werden.

Überlegen Sie als Gemeinde, wie Sie Menschen in ihrem Umfeld konkret Nächstenliebe erweisen können.



Horst Afflerbach

Dr. Horst Afflerbach ist Leiter der Biblisch-Theologischen Akademie in Wiedenest.





„Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch dein Allmachtswort.“ So fängt nicht nur ein bekanntes Gemeindelied an. Das sind die ersten Worte der Bibel. Gott schuf.

Die ersten Worte der Bibel lassen staunen. Gott selbst erschafft den Himmel und die Erde. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Der Gott der sein Volk Israel durch die Zeiten führt, der treu seine Verheißungen hält. Der Gott, der in Jesus Mensch wurde und neues Leben schenkt. Er steht am Anfang. Er ist das Alpha und das Omega. Der Anfang und das Ende. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, zu groß, dass meine Gedanken ihn verstehen. Er schafft die Grundlage allen Seins und kommt in Jesus dem Geschaffenen so nah. Er ist der Anfang und er ist das Ziel von allem Geschaffenen.

TAG 1

1. Mose 1

- 1** *Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.*
- 2** *Und die Erde war wüst und leer, und Finsternis war über der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.*
- 3** *Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es wurde Licht.*
- 4** *Und Gott sah das Licht, dass es gut war; und Gott schied das Licht von der Finsternis.*
- 5** *Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht. Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein Tag.*

TAG 2

6 Und Gott sprach: Es werde eine Wölbung mitten im Wasser, und es sei eine Scheidung zwischen dem Wasser und dem Wasser!

7 Und Gott machte die Wölbung und schied das Wasser, das unterhalb der Wölbung, von dem Wasser, das oberhalb der Wölbung war. Und es geschah so.

8 Und Gott nannte die Wölbung Himmel. Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein zweiter Tag.

„Du bist der Schöpfer des Universums – du bist der König der Könige, du bist der Herr über alle Herren in Ewigkeit.“

Der Schöpfer der Welt, der Schöpfer des Universums. Er macht die Wölbung und nennt sie Himmel. Unfassbar! Nicht die Erde allein ist Gottes Werk und das wäre schon mehr als ich mir jemals vorstellen kann, mehr als ich zu begreifen vermag, Gott schafft den Himmel. Er ist der Herr, weit über das hinaus, was ich verstehen und ergründen kann. Er ist der Schöpfer, der König! Wenn ich mir das bewusst mache, was verändert es, wenn ich mit ihm rede, zu ihm bete? Gott ist größer als alles, was ich erdenken kann. Und doch: der Schöpfer des Universums hat einen Wunsch – ein Herzensanliegen, er „*will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen*“ (1. Timotheus 2,4).



Wer schon mal am Meer stand, kann es nachempfinden, das Gefühl von Weite. Der Wind, der über die Haut fährt, die salzige Luft, welche die Lunge durchflutet. Den Sand unter den Füßen.

Für viele ist das Meer ein Ort der Erholung; der Blick in die Ferne lässt die Gedanken klein werden, Gedanken an den Alltag, die Sorgen und Nöte der vergangenen Tage. Für viele ist das Meer mehr als eine Wasseransammlung. Gott weist das Wasser in seine Schranken. Gott schafft Raum für Wasser und für Land. Er lässt die Erde Frucht bringen, Gräser wachsen, Bäume und Sträucher. Nicht die Erde schafft aus sich – Gott schafft. Er gebietet und die Erde trägt Früchte. Gräser im Wind, Bäume, die Früchte tragen, sie alle sind nicht aus sich heraus geschaffen. Gott gebietet der Erde und sie bringt hervor. In einer Vielfalt die bis heute nicht ganz erschlossen ist.

TAG 3

- 9** *Und Gott sprach: Es soll sich das Wasser unterhalb des Himmels an einen Ort sammeln, und es werde das Trockene sichtbar! Und es geschah so.*
- 10** *Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Ansammlung des Wassers nannte er Meere. Und Gott sah, dass es gut war.*
- 11** *Und Gott sprach: Die Erde lasse Gras hervorsprossen, Kraut, das Samen hervorbringt, Fruchtbäume, die auf der Erde Früchte tragen nach ihrer Art, in denen ihr Same ist! Und es geschah so.*
- 12** *Und die Erde brachte Gras hervor, Kraut, das Samen hervorbringt nach seiner Art, und Bäume, die Früchte tragen, in denen ihr Same ist nach ihrer Art. Und Gott sah, dass es gut war.*
- 13** *Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein dritter Tag.*

An einem klaren Sommertag, wenn die Sonne hell vom wolkenlosen Himmel strahlt, Wärme und Licht spendet, wenn der Mond in der Nacht hell strahlt und die Sterne in aller Pracht vom Himmel leuchten, dann scheint das Leben hier auf der Erde so klein, so unbedeutend.

Gott erschuf die Sterne, mehr als wir sehen können. Sterne, die längst aufgehört haben zu leuchten. Gott kennt jeden einzelnen.

„Er zählt die Zahl der Sterne, er ruft sie alle mit Namen“ (Psalm 147,4).

Gottes Macht hat keine Grenzen. Sie reicht bis in die hintersten Winkel des Universums. Sonne, Mond und Sterne sind seine Geschöpfe! Sie sind wie ein Kunstwerk, das des Nachts leuchtet und auf den Schöpfer hinweist. Sie selbst haben keine Macht, sie sind Geschöpfe, geschaffen zur Orientierung zum Erhellern der Nacht und zur Wärme am Tag. Sie sind Geschöpfe, die auf den Schöpfer hinweisen. Wie gut zu wissen, Gott hat die Sterne gemacht, er lenkt und benennt sie.

TAG 4

14 Und Gott sprach: Es sollen Lichter an der Wölbung des Himmels werden, um zu scheiden zwischen Tag und Nacht, und sie sollen dienen als Zeichen und zur Bestimmung von Zeiten und Tagen und Jahren;

15 und sie sollen als Lichter an der Wölbung des Himmels dienen, um auf die Erde zu leuchten! Und es geschah so.

16 Und Gott machte die beiden großen Lichter: das größere Licht zur Beherrschung des Tages und das kleinere Licht zur Beherrschung der Nacht und die Sterne.

17 Und Gott setzte sie an die Wölbung des Himmels, über die Erde zu leuchten

18 und zu herrschen über den Tag und über die Nacht und zwischen dem Licht und der Finsternis zu scheiden. Und Gott sah, dass es gut war.

19 Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein vierter Tag.

TAG 5

20 Und Gott sprach: Es soll das Wasser vom Gewimmel lebender Wesen wimmeln, und Vögel sollen über der Erde fliegen unter der Wölbung des Himmels!

21 Und Gott schuf die großen Seeungeheuer und alle sich regenden lebenden Wesen, von denen das Wasser wimmelt, nach ihrer Art, und alle geflügelten Vögel, nach ihrer Art. Und Gott sah, dass es gut war.

22 Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt das Wasser in den Meeren, und die Vögel sollen sich vermehren auf der Erde!

23 Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein fünfter Tag.

Haben Sie schon einmal einen Fischschwarm im Wasser beobachtet – oder Lachse auf dem Weg zu ihren Laichplätzen? Gott schafft Wasser und füllt es mit Leben. Ganz unterschiedlich sind die Meeresbewohner, groß, klein, grau, bunt, manche gefährlich, andere harmlos. Gott schafft sie alle. Sein Wort schafft Leben in unterschiedlichster Art. Kein Tier ist gleich, kein Fisch gleicht dem anderen. Gottes Kreativität, seine Schöpfermacht füllt Wasser und Luft. Der Adler und der Spatz, sie alle schafft Gott. Ja auch die Tiere, die Angst verbreiten – sei es der Hai oder doch die Raubvögel mit ihren mächtigen Flügeln. Gott schafft sie. Er hält sie in der Hand. Wie gut zu wissen: auch die Dinge, vor denen ich Angst habe, sind Gott nicht unbekannt. Was mir übermächtig erscheint, er hält es in seinen Händen. In den liebenden Vaterhänden.

Ein Satz, der mich sehr geprägt hat, war: Alles was geschieht, muss an den liebenden Händen des Vaters im Himmel vorbei.

Manches kann man nicht verstehen und doch ist eines klar: alles ist in Gottes Hand.



TAG 6

- 24** Und Gott sprach: Die Erde bringe lebende Wesen hervor nach ihrer Art: Vieh und kriechende Tiere und wilde Tiere der Erde nach ihrer Art! Und es geschah so.
- 25** Und Gott machte die wilden Tiere der Erde nach ihrer Art und das Vieh nach seiner Art und alle kriechenden Tiere auf dem Erdboden nach ihrer Art. Und Gott sah, dass es gut war.
- 26** Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen in unserm Bild, uns ähnlich! Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alle kriechenden Tiere, die auf der Erde kriechen!
- 27** Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie.
- 28** Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt die Erde, und macht sie euch untertan; und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen!
- 29** Und Gott sprach: Siehe, ich habe euch alles Samen tragende Kraut gegeben, das auf der Fläche der ganzen Erde ist, und jeden Baum, an dem Samen tragende Baumfrucht ist: es soll euch zur Nahrung dienen;
- 30** aber allen Tieren der Erde und allen Vögeln des Himmels und allem, was sich auf der Erde regt, in dem eine lebende Seele ist, habe ich alles grüne Kraut zur Speise gegeben. Und es geschah so.
- 31** Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: der sechste Tag.

Tiere aller Art erfüllen den Erdball. Ameise und Elefant, Affe und Elch, sie alle sind Geschöpfe Gottes. Und doch hört Gottes Handeln nicht an diesem Punkt auf.

Er schafft den Menschen – als Mann und Frau. So unterschiedlich wie Mann und Frau sind. Mit ihren Stärken und Schwächen, Eigenarten und Gefühlen. Gott schafft den Menschen. Nicht irgendwie, sondern nach seinem Bild. Sie sollen ein lebendiges Bild dessen sein, der sie erschaffen hat. Sie sind geschaffen für die Gemeinschaft mit ihm. Nicht als Herren der Welt, sondern als Geschöpfe des Herrn der Welt. Als Kinder, die staunend vor ihrem Schöpfer stehen.

„Was ist der Mensch, dass du sein gedenkst, und des Menschen Sohn, dass du dich um ihn kümmerst?“ (Psalm 8,5)

Ja es stimmt; es ist kaum zu glauben, Gott schafft den Menschen und adelt ihn dadurch, dass er seinem Bild nachempfunden ist. Aber auch hier hört Gottes Tun nicht auf. Der Psalm-Schreiber bringt es auf den Punkt. Was ist der Mensch, ein Geschöpf und doch steckt Gott so viel Liebe in ihn. Er tut alles, damit wir erkennen: Gott ist der Herr. Er ist Schöpfer. Und er möchte dein Vater sein. Gott macht alles möglich. In Jesus zeigt er seine ganze Liebe zu uns Menschen, seinen Geschöpfen. Unbegreiflich groß sind Gottes Taten.

TAG 7

1. Mose 2

- 1 So wurden der Himmel und die Erde und all ihr Heer vollendet.
- 2 Und Gott vollendete am siebten Tag sein Werk, das er gemacht hatte; und er ruhte am siebten Tag von all seinem Werk, das er gemacht hatte.
- 3 Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn; denn an ihm ruhte er von all seinem Werk, das Gott geschaffen hatte, indem er es machte.

Der siebte Tag, der Tag der Vollendung. Gott segnet das Geschaffene. Gottes Segen steht am Ende seiner Schöpfung. Seine Schöpfung ist am Anfang dessen, was nun geschieht. Gottes Vollendung der Schöpfung ist geschehen.

„Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch dein Allmachtswort. Wenn ich auf alle jene Wesen achte, die du regierst und nährst fort und fort.

Dann jauchzt mein Herz dir, großer Herrscher, zu: Wie groß bist du! Wie groß bist du! Dann jauchzt mein Herz dir, großer Herrscher, zu: Wie groß bist du! Wie groß bist du!“

Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde – er hält alles in seiner Hand. Die großen und die kleinen Dinge. Das, was mich beschäftigt, er kennt es. Seine Liebe zu dem Geschaffenen ist größer als alles, was ich mir vorstellen kann. Er hält die ganze Welt in seiner Hand. Was bedeutet das für dich?

Mirjam Fuchs



Sinnerfüllt leben ...

... in einer gefallenen Welt

Der römische Staatsmann und Philosoph Cicero schrieb einmal an seinen Freund Atticus: „Hast du einen Garten und darüber hinaus Bücher, so wird es dir an nichts fehlen.“ Als ich über diesen Satz stolperte wie über ein Portemonnaie auf dem Waldweg, blieb ich gewissermaßen stehen. Das Aufheben der Geldbörse bestand dann für mich darin, dass ich mir sagte: Den Satz musst du dir aufschreiben. Der ist gut. Was ich daran gut fand: „Mehr braucht man also nicht, um glücklich zu sein!“

Das ist doch die Botschaft dieses Satzes: Ein Stück bebauten Landes, mit einem Zaun darum herum und dann noch ein paar Bücher, gute natürlich, nicht irgendwelchen Schrott. Das reicht, um sagen zu können, dass es mir an nichts fehlt. Man fragt sich: Ist der Mann ein Asket, ein Mönch in seiner Klausur?

Mitnichten! – Cicero war Staatsmann, römischer Konsul, Mitglied des Senats in Rom. Er hatte die römische Republik

tatkünftig gegen Usurpatoren verteidigt und war dafür hoch geehrt worden. Er war zwar nicht übermäßig reich, doch hatte er im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen sein Vermögen ehrlich erworben. Ein dem platten Lebensgenuss hingeegebenes Leben, wie es in den „feinen“ Kreisen der römischen Gesellschaft üblich war, hätte ihn unglücklich gemacht. Ihm war bewusst, wie wenig solche „Veranstaltungen“ ein glückliches Leben zu schaffen vermochten. Er wusste: Ein „erfülltes Leben“ heißt nicht, möglichst viel zu besitzen. Aber auch „in den Seelen zu sterben“ war nicht sein Ziel, wie das viele Römer praktizierten. Sich durch gewaltige Ruhmestaten hervorzutun, war schick unter den römischen Adligen. „Der Toten Tatenruhm“ hieß das in Rom, und er verhiß, so glaubten die Römer, „Unsterblichkeit“. Für Cicero war auch das eine Selbsttäuschung. Ein Garten und ein paar gute Bücher, das reicht ihm, um glücklich zu sein.

Aber reicht das wirklich? Ist es nicht doch eher eine Kapitulation vor den schnöden Realitäten des Lebens? Gibt es vielleicht doch erstrebenswerte Dinge oder Lebensumstände, die das wahre Glück zu bringen vermögen?

Wenn wir einmal ganz schnell innerlich durchblättern, was für Glücksbringer in unserer Zeit angeboten werden, geben wir vielleicht zu, dass es ganz schön wäre, dies oder das genießen zu können. Gleichzeitig wissen wir aber im Grunde unseres Herzens, dass selbst ein Jackpot mit 50 Millionen Euro uns auf Dauer nicht glücklich machen könnte. Jedes Kind mit Weihnachtserfahrungen weiß, dass das tollste Geschenk die Gefühlslage nur für eine gewisse Zeit beeinflussen kann, und dann kehrt der Alltag der Emotionen zurück.

Warum ist das so? Spätestens hier ist es gut, einen Blick in die Bibel zu werfen. Im Buch des Predigers lesen wir: „*Alles hat er (Gott) schön gemacht zu seiner Zeit;*

auch hat er die Ewigkeit in ihr (der Menschen) Herz gelegt, ohne dass der Mensch das Werk, welches Gott gewirkt hat, von Anfang bis zu Ende zu erfassen vermag“ (Prediger 3,11).

Demnach hat Gott, der Schöpfer, dem Menschen den Sinn für Ewigkeit geschenkt, eine außerordentlich wichtige Aussage. Von Natur aus also weiß jeder Mensch, dass es neben der Zeit, dieser Grundgegebenheit des menschlichen Lebens, welche sich in Werden und Vergehen, Geburt und Tod manifestiert, noch etwas anderes gibt, die Ewigkeit eben. Und diese Ahnung von Ewigkeit wirkt in uns wie eine Messlatte, an der alle irdischen Dinge gemessen werden. Das Ergebnis ist: Die der Zeitlichkeit unterworfenen Welt kann nicht das letzte sein. Sie vermag nicht unser Herz auf Dauer zu erfüllen!

Der Vers sagt auch, dass wir Geschöpfe die Größe des Schöpfungswerkes Gottes einerseits nicht zu erfassen vermögen, andererseits aber doch begabt sind, die Endlichkeit dieser Schöpfung, deren Teil wir ja sind, zu erkennen. Und der in uns gelegte Sinn für die Ewigkeit führt uns zu der Erkenntnis, dass das Endliche der Schöpfung unser Herz nicht wirklich ausfüllen kann. Kein anderes Geschöpf hat diesen Sinn, nur der Mensch. Als er aus dem Paradies vertrieben wurde, hat Adam ihn nicht verloren. Er hat ihn mitgenommen in den täglichen Lebenskampf, und dieser Sinn für die Ewigkeit lässt ihn – und auch uns – manchmal spüren, dass wir hier auf dieser Erde nicht richtig zu Hause sind.

In dieser Spannung leben wir, und weil es so ist, kann es gar nicht anders sein, dass der Genuss alles Irdischen unser Herz nicht wirklich ausfüllen kann, denn die Ewigkeit ist in unser Herz gelegt.

Wenn es nun so ist, haben wir dann keine Aussicht auf ein sinnvolles Leben hier auf der Erde? Doch, das haben wir, nicht aber einen Glücksanspruch in dieser Welt. Das ist nun einmal so. Wir sollten nicht vergessen: Jesus ist nicht auf die Erde gekommen, um unsere irdischen Erwartungen zu erfüllen. Er hat uns das ewige Heil gebracht, und nicht eine Garantie auf Lottogewinne. Doch das Ziel, das er uns gesetzt hat, die Wohnung, die er uns bereitet hat, wirkt zurück auf die praktische Lebensgestaltung des erlösten Menschen, weil dieses Ziel eine Neuordnung des eigenen Lebens hervorruft,

und das hat wieder etwas mit Glück und sinnvollem Leben zu tun.

Das neue Leben im Erlösten veranlasst ihn, sich darum zu bemühen, den Frieden Gottes im ganz persönlichen, individuellen Leben zu erleben. Es führt dazu, mit den Menschen, die Gott ihm in Familie, Gemeinde, Nachbarschaft oder sonst wo an die Seite gestellt hat, einvernehmlich zu leben. Es führt dazu, dass man sich bei aller Notwendigkeit des Erwerbstrebens für sich und die Seinen nicht zum Sklaven der Geldvermehrung (Hebräer 13,5: „*Der Wandel sei ohne Geldliebe*“) macht und zum Beispiel keine Geschäftsabschlüsse tätigt, die einem Nachts den Schlaf rauben. Der Christ liebt die Freiheit in Christus. Sie bewahrt ihn davor, den gesellschaftlichen Vorstellungen vom tollen Erdenleben zu verfallen. Stattdessen sucht er unter der Leitung des Heiligen Geistes und selbstbestimmt den Kreis auszufüllen, den Gott ihm zugemessen hat.

Ein Christ lernt, mit der Endlichkeit alles Irdischen seinen Frieden zu machen. Das heißt, der Christ überfordert sich nicht in Bezug auf seine Ansprüche, die er an das Leben stellt (Hebräer 13,5: „... *begnüget euch mit dem, was vorhanden ist*“). Daraus erwächst fast wie von selbst eine Lebenspraxis, die sich durch *Mäßigung* auszeichnet.

Maßlosigkeit, das Gegenteil also, ist im Wort Gottes eine Quelle des Unglücks. Wie eine Anleitung zum sinnvollen Leben lesen wir in den Sprüchen:

„... Armut und Reichtum gib mir nicht, speise mich mit dem mir beschiedenen Brote; damit ich nicht satt werde und dich verleugne und spreche: Wer ist Jahwe? und damit ich nicht verarme und stehle, und mich vergreife an dem Namen meines Gottes.“

Sprüche 30,8-9

Hier ist vom rechten Maß die Rede. Auf beiden Seiten des Lebensweges kann der Christ ins Rutschen kommen. Auf dem Weg in den Reichtum ist er in der Gefahr, sich selbst für bedeutender zu halten

als er ist, und Gott wird immer kleiner in seinem Leben. *Gelebte Gottlosigkeit macht sich breit*. Der Arme wiederum erlebt den tagtäglichen Mangel samt der Verführung, dem auf unredliche Weise abzuweichen. Das eine wie das andere ist kein Weg zu sinnvollem Leben.

Wenn wir an die aktuellen Ereignisse auf den Finanzmärkten denken, merken wir, wie zeitlos gültig die biblischen Weisungen sind, und in dem Maße wie die Gottlosigkeit zunimmt, werden auch die Hemmungen abgebaut, die es vielleicht hier und da noch gibt. Der Prediger sagt das so: „*Wer das Geld liebt, wird des Geldes nicht satt; und wer den Reichtum liebt, nicht des Ertrages. Auch das ist Eitelkeit*“ (Prediger 5,10).

Der Römer Cicero hatte das alles schon erkannt und handelte offensichtlich danach. Viele Christen heute sind noch nicht so weit wie dieser Mann. Sie quälen häufig ihre gerechte Seele, wie einst Lot in Sodom. Wir, die wir dem Herrn angehören, sollten öfter darüber nachdenken, was unserem Frieden dient. Als Geschöpfe Gottes sind wir mehr als die Tiere. Sie führen ein Leben, das allein um Essen, Trinken und um die Geschlechtlichkeit kreist. Das ist dem Menschen natürlich auch gegeben. Doch darüber hinaus haben wir eine *Aufgabe!* Wir haben uns zu fragen, *wozu* wir da sind. Einen Auftrag zu haben, das unterscheidet den Menschen vom Tier. Diesen dann nach unseren Möglichkeiten in der Verantwortung vor Gott zu erfüllen, daraus erwächst ein sinnvolles Leben.

Karl-Otto Herhaus

Karl Otto Herhaus war Lehrer am Gymnasium und wohnt in Wiehl.



Faszination Leben – wie ein Kind entsteht

*„Du bist es ja auch, der
meinen Körper und meine
Seele erschaffen hat,
kunstvoll hast du mich
gebildet im Leib meiner
Mutter. Ich danke dir dafür,
dass ich so wunderbar
erschaffen bin, es erfüllt
mich mit Ehrfurcht. Ja, das
habe ich erkannt: Deine
Werke sind wunderbar.“*

Psalm 139,13+14



1. Wunder und Bauplan des Lebens

„Die vorgeburtliche Entwicklung des Menschen hat schon immer unser besonderes Interesse erregt, sei es aus Faszination über unseren Ursprung oder sei es aus dem Bestreben heraus, schon dem ungeborenen Kind die bestmöglichen Voraussetzungen für eine gesunde Entwicklung zu geben. Die vielfach ineinandergreifenden Vorgänge, durch die sich ein ungeborenes Kind in der Geborgenheit des Mutterleibes aus einer einzigen Zelle entwickelt, erscheinen immer wieder wie ein Wunder, und wer könnte unberührt bleiben, wenn er eine Mutter erlebt, die während der Ultraschalluntersuchung ihr ungeborenes Kind betrachtet?“ (aus „Embryologie“ von Keith L. Moore)

„Die Embryologie beschreibt einerseits den Beginn des menschlichen Lebens und die Entwicklung vom Einfachen zum Komplexen und erläutert damit den Bauplan des erwachsenen menschlichen Körpers.“

Man könnte meinen, dass dies Zitate aus einem philosophischen oder theologischen Werk sind, aber es sind Zitate aus einem der medizinischen Standardwerke über Embryologie.

Auffallend sind Aussagen über „Wunder“ und Anklänge an Themen wie „Sinn, Ursprung und damit auch Zukunft des Lebens“. Und es wundert doch, dass hier von einem Bauplan die Rede ist, auch wenn dann leider in den meisten Fällen die seltsam anmutende Kurve beschränkt wird, hin zu Zufall und Evolution, die nichts anderes als ungeplante, ziellose und zufällige Entwicklung meint. Die Antwort auf die Frage, ob solch eine zufällige Entwicklung irgendeinem Bauplan folgt und damit, ob ein Planer und Designer, vielleicht sogar ein Schöpfer, dahintersteht, muss schließlich jeder Beobachter und Leser selbst finden.

2. Geniale Information

Faszination Leben – die Entstehung eines Kindes, skizziert vor dem Hintergrund der biologischen und medizini-

schen Forschung der Embryologie, macht sehr deutlich, wie erstaunlich der Beginn des Lebens und seine weitere Entwicklung doch ist.

Es beginnt alles mit der Verschmelzung einer Eizelle mit einer Samenzelle, den sogenannten Gameten (Befruchtung). Von mehreren Millionen Spermien kann und darf es nur ein einziges schaffen, in die Eizelle einzudringen. Beide Zellen tragen die gesamte genetische Information, die notwendig ist und auch vollkommen ausreicht, damit aus dieser ersten Zelle, der „Zygote“, ein eigenständiger und neuer Mensch entsteht. Ein Mensch, der unverwechselbar einzigartig ist, bedingt durch genau diese Erbinformationen.

Damit das aber perfekt funktioniert, wurde zuvor der mütterliche und väterliche Chromosomensatz (also die Erbinformation, die in allen Zellen in doppelter Version vorhanden ist), auf die Hälfte reduziert, sodass schließlich wieder genau 46 Chromosomen resultieren. Und es darf auch nicht ein Chromosom zu viel sein, weil sonst eine mehr oder weniger schwerwiegende Störung und Behinderung oder sogar der Tod des Embryos die Folge ist (Beispiel „Down-Syndrom“ oder „Trisomie 21“).

Betrachtet man nur die Frage der Informationen, so ist mit diesem ersten Schritt alles entschieden und festgelegt für die Entstehung dieses Menschen.

Keine einzige Information kommt mehr dazu, es geht jetzt „nur“ noch um die exakte Aktivierung der richtigen genetischen Informationen zur genau richtigen Zeit, damit alles planmäßig, also nach dem vom ersten Tag festgelegten „Bauplan“ abläuft.

Nach wenigen Tagen nistet sich die „Blastocyste“, so nennen Biologen und Mediziner diesen neuen Menschen, der jetzt aus ca. 100 Zellen besteht, in der Gebärmutterschleimhaut ein. Und hier geschieht das nächste „Wunder“. Die Hälfte dieses Embryos mit seinen genetischen Informationen ist für die schwangere Frau fremd, weil sie vom Vater des Kindes stammt. Und eigentlich

müsste dieser Embryo als körperfremd abgestoßen werden, was aber durch eine Veränderung in der körpereigenen Immunabwehr nicht geschieht.

3. Aus „Alleskönner-Zellen“ entwickeln sich hoch differenzierte Zellen und Organe

Die erste Zelle, die Zygote war noch „totipotent“, das heißt, sie kann sich noch in alle Richtungen entwickeln und differenzieren. Mit den nächsten Wochen verlieren diese Zellen ihre „Alleskönner-Eigenschaften“ und sind nur noch „pluripotent“. Das bedeutet, dass bereits jetzt eine Differenzierung erfolgt ist und die Umgebung dieser Zellen jetzt die weitere Entwicklung begrenzt und einengt. Und so entstehen alle Organe des menschlichen Körpers.

Die Entstehung der Organe ist bereits nach 12 Wochen abgeschlossen. Danach geht es nur noch um die Ausreifung der Organe, die wiederum genauso wie von Anfang an, exakt gesteuert abläuft. Allerdings besteht in dieser ganzen Zeit eine große Abhängigkeit von den Bedingungen in der Gebärmutter, z.B. der richtigen Versorgung mit Nährstoffen und Sauerstoff.

Mögliche schädliche Einflüsse wie Giftstoffe, Strahleneinwirkung u.a. können die gesunde und normale Entwicklung des Embryos erheblich beeinflussen oder sogar zum Tod des Embryos führen.

Bereits in der 3. Woche der Embryonalentwicklung entstehen die ersten Anfänge des Zentralnervensystems, wodurch die gesamte weitere Entwicklung entscheidend beeinflusst wird. Eine Woche später beginnt das Herz zu schlagen (der Embryo misst jetzt ca. 2 mm Größe und ist gerade so im Ultraschall zu erkennen) und sichert die Durchblutung und damit die Versorgung des Embryos, natürlich von Anfang bis zur Geburt abhängig von der Versorgung mit Sauerstoff und Nähr-



Foto: © A. Rodriguez, fotolia.com



Foto: © D. Brodeur, fotolia.com

Foto: © M.D. Dunkel, fotolia.com

stoffen durch die Schwangere über die Plazenta.

Nach 10 Wochen ist der Embryo bereits ca. 6 cm lang und alle Organe sind angelegt. Und bereits ab der 23. Schwangerschaftswoche ist das Kind, wenn auch noch mit sehr schlechter Prognose, lebensfähig.

4. Wissenschaftler entdecken den genialen Bauplan Gottes

Wissenschaftler sind seit ca. 200 Jahren dabei, immer mehr Ansätze dieser „wunderbaren“ Entwicklung zu entdecken. Dabei fallen zwei entscheidende Prinzipien dieses Bauplans auf:

1. Die gesamte genetische Information ist in den 46 Chromosomen der befruchteten Eizelle enthalten.
2. Die embryonale Entwicklung folgt einem Plan, der durch die Gene in den Chromosomen festgelegt wird. Wann welche Informationen abgerufen und in Materie umgesetzt werden, nennt man Induktion. Das heißt, dass in der kompletten Erbinformation der ersten Zelle auch die für Wissenschaftler bis heute nicht nachvollziehbare und erst

recht nicht steuerbare Information vorliegt, wie diese Information verwirklicht und umgesetzt wird, damit ein gesundes Kind heranwächst und nach ca. 280 Tagen geboren wird.

Welchen Schluss die Wissenschaftler wie auch wir alle aus diesen Beobachtungen ziehen, ist sehr unterschiedlich. Die einen staunen mit David über die Genialität des göttlichen Plans der Schöpfung:

„Du bist es ja auch, der meinen Körper und meine Seele erschaffen hat, kunstvoll hast du mich gebildet im Leib meiner Mutter. Ich danke dir dafür, dass ich so wunderbar erschaffen bin, es erfüllt mich mit Ehrfurcht. Ja, das habe ich erkannt: Deine Werke sind wunderbar.“

(Psalm 139,13+14)

Die anderen versuchen verzweifelt, Gott aus dem „Spiel“ herauszudiskutieren und leiten aus diesen Beobachtungen die

Evolution ab, nach der alles Leben, auch das individuelle Leben eines Menschen, letztlich zufällig und planlos entstanden ist.

In der Entwicklung eines Embryos sehen sie die kurzgefasste Wiederholung der Entstehung des Lebens, die sie auf viele Millionen von Jahren datieren.

„Die eigene Entwicklung des Embryos ist eine kurze und schnelle Rekapitulation der gesamten Entwicklung des Lebens.“ (Haeckelsche Biogenetische Regel). Darin wird unter anderem behauptet, dass der Embryo in seiner eigenen Entwicklungsstadien der Entwicklung von „niederen“ Tieren durchmacht, was z.B. Kiemen in einer frühen Phase der menschlichen Embryonalentwicklung beweisen sollen. Demzufolge wird auch diskutiert, dass der Embryo nicht Mensch ist von der Befruchtung an, sondern irgendwann zum Menschen wird. Demzufolge halten es dann viele für unproblematisch, das Leben eines Embryos (also bis zur 12. Woche seiner Entwicklung) zu töten, wie es zigtausendfach durch Abtreibungen Jahr für Jahr geschieht.

Prof. Erich Blechschmidt (Professor der Anatomie, Universität Göttingen / 1946 bis 1973) hat diese Behauptung von Ernst Haeckel widerlegt. In seiner Forschung hat er nachgewiesen, dass der Embryo vom ersten Tag an unverwechselbar Mensch ist und Mensch bleibt. Da zu keinem Zeitpunkt nach der Befruchtung auch nur eine einzige Erbinformation hinzukommt, ist dies auch mehr als logisch.

5. Konsequenzen der Faszination Leben: Es muss einen Schöpfer geben!

Auch wenn David keine Ahnung von Genetik und Embryologie hatte, hat er doch den richtigen und klugen Schluss gezogen: Er glaubte an einen persönlichen Schöpfer. Er glaubte, dass Gott den Bauplan entworfen hatte und das auf geniale Art und Weise.

Das ist auch mein Glaube als Arzt: Es gibt einen Schöpfer auch meines Lebens, ich lebe nicht zufällig und ohne Sinn und Ziel!

Ich darf die Einladung zur persönlichen Beziehung als Geschöpf zu meinem Schöpfer annehmen und dankbar und froh leben!

Es geht eben nicht um eine intellektuelle Beweisführung, die bis ins Letzte auch heute nicht möglich ist, sondern um eine persönliche Beziehung zu Gott, die mir Sinn und Ziel für mein Leben gibt.

Und trotz des genialen Bauplans Gottes ist die Entstehung neuen Lebens und die Geburt jedes einzelnen Kindes sehr zerbrechlich und wir sind auf Gottes Fürsorge, Bewahrung und seinen Segen angewiesen.

Und schließlich: Leben ist für keinen Menschen verfügbar, sondern das Leben jedes einzelnen Menschen ist Gottes Werk und Schöpfung und daher unantastbar. Das ist eine grundlegend wichtige Konsequenz des Staunens über den genialen Plan Gottes, unseres Schöpfers.

Dr. Volker Aßmann

Dr. Volker Aßmann ist Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe (Leiter einer Frauenklinik) und lebt mit seiner Familie in Frankenberg.



„DU BIST ES JA AUCH, DER MEINEN KÖRPER UND MEINE SEELE ERSCHAFFEN HAT, KUNSTVOLL HAST DU MICH GEBILDET IM LEIB MEINER MUTTER. ICH DANKE DIR DAFÜR, DASS ICH SO WUNDERBAR ERSCHAFFEN BIN, ES ERFÜLLT MICH MIT EHRFURCHT. JA, DAS HABE ICH ERKANNT: DEINE WERKE SIND WUNDERBAR.“

Psalm 139,13+14



Lebensschutz?

Ja bitte! – Was denn sonst?

Warum ich für das Lebensrecht kämpfe

Mein biografischer Zugang zum Lebensrecht

So ging es los: Ich habe mit 19 (endlich) die junge Frau kennen und lieben gelernt, mit der ich mein Leben teilen wollte. Gottes Führung zueinander schien uns – und erscheint uns bis heute – völlig klar. Darum haben wir uns am Tage vor meinem 20. Geburtstag verlobt und 17 Monate später, nachdem wir beide unsere Berufsausbildung abgeschlossen hatten, auch geheiratet. 10 Monate danach erblickte unser erster Sohn das Licht der Welt. Ich liebe diese alte Sprachgestalt „erblickte das Licht der Welt“ für den Vorgang der Geburt. – Wir Alten haben unseren handgeschriebenen Lebenslauf bei Bewerbungen mit diesem Satz begonnen: „Am 29. Oktober 1953 erblickte ich das Licht der Welt“ – weil es eine Lebensweisheit ausdrückt, die heute offenbar trotz aller hochgehaltenen Bildung weggedrängt wird. Da wächst nämlich bereits ein Kind lebend im Mutterleib heran, es reift, bis zum Tag der Geburt. Bis dahin ist es „Insider“, dann aber erblickt dieses Neugeborene das Licht der Welt, tritt damit auch für all jene ins Dasein, die es bisher nur umhüllt wahrnehmen konnten. Diesen Geburtsvorgang mitzuerleben, hat mein Leben tief geprägt. Gerade noch nur erahnt, jetzt kann ich den Kleinen in Händen halten, Herzen, lieben, willkommen heißen im Leben! Ein unvergessliches Ereignis. Ich habe in der Nacht nach der Geburt meines Sohnes vor Staunen und Freude nicht schlafen können! Eine fröhlich durchwachte Nacht! Alleine und voller Dank für das geschenkte neue Leben! Und seit jener Stunde konnte ich es nicht mehr ertragen, dass man das

Lebensrecht eines Kindes vor der Geburt nicht für voll nimmt und so tut, als ob man über diesen im behüteten Raum des Mutterleibes heranwachsenden Menschen fremdbestimmen, verfügen dürfte. Nein, mein Sohn war schon vor der Geburt ein Mensch, voller Würde und mit vollem Lebensrecht, auch wenn ich ihn nicht sehen, wohl aber je länger desto mehr auch erspüren konnte.

Wäre ich noch nicht vom Lebensschutz auch für Ungeborene überzeugt gewesen, an jenem 6. und 7. Januar wäre ich es geworden. Aber nicht nur nebenbei: Die Schmerzen meiner Frau und Mutter meines Sohnes mitzuerleben hat mich auch noch etwas gelehrt: Höchste Achtung vor jeder Mutter, die ja ihr eigenes Leben riskiert, um neues Leben zu gebären. Die Risiken und Nebenwirkungen stehen da nicht einfach schwarz auf weiß in der Verpackungsbeilage, sondern sie stehen leibhaftig vor einem. Der gesellschaftliche Undank gegenüber den Müttern geht mir nicht nur auf den Keks. Er ist gemein, ärgerlich – und außerdem intellektuell eine schwache Leistung. Aber das ist noch ein anderes Thema!

Knapp vier Jahre später saß ich am Sterbebett meines 37-jährigen älteren Bruders. Innerhalb weniger Wochen raffte ihn eine heimtückische Haarzellenleukämie hinweg. Die letzten Atemzüge vergesse ich nicht. „Jetzt ist es aus“, kam mir über die Lippen! Die Ärzte konnten ihm nicht helfen. Die Operation, die ihm noch einige Jahre Leben ermöglichen sollte, endete tödlich. Er wachte nicht mehr aus der Narkose auf.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen“, sagte Hiob angesichts des Todes seiner Kinder! So schwer es dann

auch ist – so wahr ist es! Gott ist der Geber des Lebens! Wir können keine Menschen machen! Wir haben es nicht in der Hand! Auch wenn er uns organisch dazu ausgestattet hat, dass wir Kinder zeugen und gebären können – ob es geschieht, ist dann doch seine Sache. Die zunehmende Zeugungs- und Gebärfähigkeit und damit verbundene ungewollte Kinderlosigkeit spricht Bände! Und wir können keine Elle unserer Lebenslänge zugeben, auch bei aller gesunden Lebensweise, Diät, Kuren und Fitnessprogramme. Er, der Herr, gibt das Leben und er nimmt es, zu der Zeit, wenn er es will, ob wir das verstehen oder nicht!

Gott ist der Herr des Lebens – darum dürfen sich Menschen nicht an ihm vergeifen!

Er – nicht wir – ist der Herr des Lebens

Wenn und weil Gott selbst das Leben schenkt und nimmt, müssen wir alles dransetzen, dass sich die Menschen nicht zum Herrn des Lebens aufschwingen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, haben die Väter und Mütter des Grundgesetzes nach der Katastrophe des Dritten Reiches mit seiner Menschenverachtung und Menschenvernichtung formuliert (Artikel 1 des Grundgesetzes). Und sie haben dazugesetzt: „Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt ... Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit ...“ (Artikel 1 und 2). Und das ist wirklich gut so.

Natürlich war das eigentlich keine neue Erkenntnis. Aber weil die Würde des Menschen in den zurückliegenden 12 Jahren

mit Füßen getreten worden war, wollte man diesem Grundsatz ein solches Gewicht geben (Ich empfehle übrigens gerne die Lektüre des Grundgesetzes, das ist frei nach Martin Luther zwar „der Heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber doch nützlich zu lesen“. Mindestens die ersten 19 Artikel der Grundrechte sind Pflichtlektüre!). Man hat darum den Artikel 1 mit seiner Würde-Bestimmung als unabänderlich erklärt. Natürlich war das nicht eine gänzlich neue Erkenntnis. Immerhin hat schon das Preußische Landrecht 1794 festgelegt: „§ 10: Die allgemeinen Rechte der Menschheit gebühren auch den noch ungeborenen Kindern schon von der Zeit ihrer Empfängnis.“ „§ 11: Wer für schon geborene Kinder zu sorgen schuldig ist, der hat gleiche Pflichten in Ansehung der noch im Mutterleibe befindlichen.“ Und von daher ist es natürlich in sich nur logisch, dass nach § 1923 Absatz 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches, das am 1. Januar 1900 in Kraft trat, auch schon ein ungeborenes Kind die Erbfähigkeit besitzt! Und es ist auch logisch, dass die strafrechtlichen Bestimmungen im Zusammenhang mit dem sogenannten Schwangerschaftsabbruch im 16. Abschnitt des Strafgesetzbuches unter der Hauptüberschrift „Straftaten gegen das Leben“ eingeordnet sind, zusammen mit Mord, Totschlag, Tötung auf Verlangen, Völkermord und fahrlässiger Tötung (§§ 211 - 222).

Das 1990 in einer Sternstunde des Deutschen Bundestags verabschiedete Embryonenschutzgesetz hält fest, dass menschliches Leben ab der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle strafrechtlichen Schutz genießt. Denn erst durch die Möglichkeit künstlicher Befruchtungen entstand die Frage, ab wann ein Mensch

ein Mensch ist, ab wann man ihn denn schützen müsse. Bei der natürlichen Empfängnis ist es klar, dass nach der Zeugung eines Kindes – im besten Sinne des Wortes gemeint – nichts mehr aufzuhalten ist. Das Reden von einer „Nachverhütung“ ist nichts anderes als eine Vernebelung der Tatsachen. Denn die „Pille danach“ ist natürlich nicht so intelligent, dass sie im Körper der Mutter zwar eingebrachten Samen bei der Zeugung hindern oder die Eizelle beim Empfang des Samens verhindern, aber das Stoppschild beachten würde, wenn Same und Eizelle schon zueinander gefunden hätten und auf dem Weg zur Einnistung in die Gebärmutter sind. Die „Pille danach“ hat also auch das Potential nach der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, aber vor der sogenannten Nidation, der Einnistung in der Gebärmutter zuzuschlagen, und das bereits entstandene menschliche Leben zu vernichten.

Die Würde des Menschen ist (oder war?) unantastbar

Jetzt beginnen eigentlich erst die Fragen:

1. Warum lassen wir es zu, dass mehr als 100.000 Menschen jährlich nicht das Licht der Welt erblicken. Und wir sehen einfach zu?
2. Warum kämpfen wir gegen Hunger, Armut, Krankheit, Seuchen, Vogelgrippe und vieles mehr, wenn die Zahl der im Mutterleib Getöteten mit über 40 Millionen jährlich mehr als doppelt so hoch ist, selbst wenn man noch Aids-Tote, Unfalltote, Tote durch Terroranschläge und durch Naturkatastrophen hinzuzählt? Müsste nicht die Quantität verhinderbarer Todesfälle auch die

Quantität und Qualität unserer Anstrengungen bestimmen?

3. Warum liegen wir den Regierenden und Medienmachern nicht in den Ohren mit dem Anliegen, gegen die schlimmste Menschenrechtsverletzung endlich entschlossen anzugehen?
4. Warum engagieren sich so wenige Christen beim Schutz des Lebens – in Wort und Tat – wo es doch in dieser irdischen Welt kein höheres Gut geben kann, als Leben zu schützen, zu entfallen, zu heilen?
5. Warum sind Christen so müde, aufzustehen und das Erkannte zu tun?
6. Wäre es ein erster Schritt, ein bisschen Geld und Zeit zusammen zu nehmen und am Marsch für das Leben am 21. September 2013 in Berlin teilzunehmen, damit die Öffentlichkeit aufmerkt und das Problem nicht mehr totschweigt?
7. Warum ist die Zeugungsrate auch unter Christen im Schwinden begriffen? Ist es nicht das erste Wort Gottes an uns Menschen „*Seid fruchtbar und mehret euch*“ (1. Mose 1,28)?

Nein, es ist dazu noch längst nicht alles gesagt und geschrieben. Aber ein Anfang ist gemacht ...



Hartmut Steeb

Hartmut Steeb ist Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz und engagiert sich besonders für den Schutz menschlichen Lebens.

www.tclrg.de
www.bv-lebensrecht.de
www.marsch-fuer-das-leben.de
www.ead.de



Leben = Beziehungen

„Herr, ich habe keinen Menschen. Ich habe niemanden, der mir hilft!“ Furchtbare und erschütternde Worte eines Körperbehinderten, dem der Sohn Gottes auf seinem Weg nach Jerusalem begegnet. ^A Niemand, der sich mit ihm austauscht; niemand, der ihm zuhört oder rät; niemand, zu dem er eine vertrauliche Beziehung hat.

Das Leben des Menschen ist jedoch – auf eine einfache Formel gebracht – die Summe all der Beziehungen, in denen er steht. Die Gesamtheit der Beziehungen macht die Identität eines Individuums aus. Ohne Beziehungen fehlt dem Menschsein seine Würde und Bedeutung. Schon der Schöpfungsbericht macht deutlich, dass der Mensch von Beginn an in ein gottgewolltes Beziehungsgeflecht gestellt ist, und zwar auf dreierlei Weise:

1. Der Mensch steht in einer Beziehung zu Gott.
2. Der Mensch steht in einer Beziehung zu seinen Mitmenschen.
3. Der Mensch steht in einer Beziehung zur Schöpfung.

In Beziehung zu Gott

Die Beziehung zu Gott ergibt sich zwangsläufig aus dem Schöpfungsakt, der den „im Bilde Gottes“ ^B geschaffenen Adam in ein persönliches Verhältnis mit Gott einbindet. Gott selbst hält diese Beziehung in Gang, indem er Adam im Garten Eden besucht, mit ihm redet und Gemeinschaft pflegt. ^C

In Beziehung zum Mit-Menschen

Die zwingend notwendige Beziehung zum Mitmenschen ergibt sich aus der abschließenden Bewertung Gottes über die Gesamtschöpfung. Jeder einzelne der sechs Schöpfungstage wird von Gott mit dem finalen Prädikat „gut“ versehen. Gott betrachtete am Ende eines Tages das jeweils geschaffene Werk und sah, „dass es gut war.“ ^D Die Schöpfung insgesamt steht sogar unter der göttlichen



Foto: © MonkeyBusiness, fotolia.com

Bewertung „sehr gut“. ^E Einmal allerdings spricht Gott ein „nicht gut“ aus: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ ^F Ein Leben allein und ohne Beziehung zu einem adäquaten Gegenüber führen zu müssen, ist nicht gut. Um diesen Missstand aufzuheben, schafft Gott für Adam einen ihm entsprechenden Mit-Menschen, zu dem er fortan in Beziehung treten kann und soll. Seitdem wird das „Es-ist-nicht-gut“ in einer Vielzahl von zwischenmenschlichen Beziehungen in ein „Es-ist-gut“ umgewandelt: In Ehen, Familien, Freundschaften, Gemeinschaften und Gemeinden ...

In Beziehung zur Schöpfung

Die Beziehung zur Schöpfung wird explizit von Gott festgeschrieben, indem der Mensch den Auftrag erhält, das von Gott Geschaffene „zu bebauen und zu bewahren“. ^G Durch die „Bebauung“ versorgt die Schöpfung den Menschen (steht also gewissermaßen in einer lebenserhaltenden Beziehung zu ihm), in der „Bewahrung“ schützt der Mensch das von Gott Geschaffene. Der Schutz der Umwelt und die Bewahrung der Kreaturen sind daher keineswegs originäre Ideen der Grünen oder der Naturschutz-

vereine, sondern vielmehr göttlicher Wille für den Umgang des Menschen mit der Kreation. Ganz nebenbei kommuniziert die Schöpfung mit dem Menschen, indem sie ihm „die Herrlichkeit Gottes erzählt, und ... seiner Hände Werk verkündet.“ ^H

Gesunde Beziehungen

Der Mensch ist demnach von Anfang an in allen Bereichen seiner Existenz auf Beziehungen hin angelegt und geschaffen. Wenn das Leben des einzelnen Menschen nun die Summe seiner Beziehungen ist und seine Identität (sein Sein) über seine Beziehungen definiert wird, brauchen wir auf allen Ebenen (Mensch – Gott, Mensch – Mensch, Mensch – Schöpfung) gesunde Beziehungen.

Beziehungskiller

Kein Wunder, dass der Widersacher bereits im Garten Eden alles unternahm, um jedwede von Gott geplante Beziehung von vorneherein zu zerstören. Schon beim ersten Menschenpaar zersetzte er erfolgreich die Beziehung des Menschen zu Gott, zur Schöpfung und der Menschen untereinander. Zu

seinem Arsenal gehört bis heute eine unübersehbare Fülle von Beziehungskillern, anfangend von Missgunst über Lieblosigkeit und Neid bis hin zum Hass.

Der Tod einer jeden Beziehung – Egoismus

Im Kern der Betrachtung ist der Egoismus dabei der Hauptfeind jeder Beziehung. Adam und Eva setzten die paradiesische Beziehung aufs Spiel, weil sie der Verführung, die ihnen mehr für sie selbst in Aussicht stellte, blindlings folgten. In einer seiner dunkleren Stunden ist Abraham bereit, die eheliche Beziehung zu Sarai zu opfern, wenn er selbst dadurch nur verschont bleibt. Eine um sich greifende Hungersnot veranlasste ihn, nach Ägypten zu ziehen. Sarai schlug er vor, sich als seine Schwester auszugeben, wohlwissend, dass er sie damit für die ägyptischen Männer freigab. Abrahams Argumentation folgte ausschließlich der auf sich bezogenen Perspektive „auf dass es mir wohlgehe“. ¹ Wie sich Sarai dabei fühlen würde, stand nicht zur Debatte. Wo immer der Mensch sein eigenes Wohlergehen vor Augen hat und verfolgt, bringt er Beziehungen unter existenz-bedrohende Belastungen,

oftmals ausgerechnet die Beziehungen zu den Menschen, die ihm besonders nahestehen.

Beziehungsleere

Dort, wo Beziehungen zerbrechen oder verloren gehen, entsteht eine schmerzliche Leere, insbesondere, wenn es um den Verlust der Beziehung zu Gott geht. Der Psalmist schreit für alle, die die gestörte oder gar fehlende Gottesbeziehung als lebensbedrohenden Mangel empfinden, stellvertretend hinaus: „Wie ein Hirsch lechzt nach Wasserbächen, also lechzt meine Seele nach dir, o Gott.“ ¹

Aurelius Augustinus (354-430), einer der frühen Kirchenväter, schrieb: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.“ ¹ Blaise Pascal, Mathematiker und Physiker (1623-1662), erkannte: „Im Herzen eines jeden Menschen befindet sich ein [...] Vakuum, das durch nichts Erschaffenes erfüllt werden kann, als allein durch Gott.“

Beziehungsanbahnung durch Religion

In der Tat empfindet sich der Mensch seit der Vertreibung aus dem Paradies als von Gott getrennt. All sein Bemühen und

Trachten ist seitdem, die Beziehung zu Gott wieder herzustellen. Als Lösungsansatz dazu schuf der Mensch die Religion. Der gesamte Bereich alles dessen, was unter den Oberbegriff „Religion“ fällt, ist der mühevoll Versuch, die seit dem Sündenfall bestehende Beziehungstrennung zwischen Gott und Mensch aufzuheben und wieder an die paradiesischen Zustände anzuknüpfen.

Cicero führt den Begriff „Religion“ auf das lateinische „religare“ („sorgsam beachten“) zurück. ² Augustinus greift den Begriff in seinem „religare“ auf („binden“, „anbinden“, „verbinden“). In diesen beiden Wortbedeutungen wird das ganze Wesen von Religion deutlich. Es ist zum einen das peinlich sorgsame Beachten von Geboten und Regeln, zum anderen das ständige Bemühen, sich mit dem Ewigen und Göttlichen zu verbinden.

Die beste Beziehung

Aus biblischer Sicht ist der Selbstversuch der Beziehungsherstellung zu Gott natürlich ein relativ nutzloses Unterfangen, da der Mensch von sich aus niemals zu Gott zurückfinden und die Trennung aufheben kann. Wie gut, dass Gott hier



den ersten Schritt getan hat. Weil er wusste, dass alle religiösen Bemühungen – und damit alle Religion – nicht bei ihm ankommen, hat er sich (immer wieder) auf den Weg gemacht, die Beziehung zum Menschen zu suchen. Wie auf Jakobs Himmelsleiter öffnet sich der Ewige zum Menschen hin.

Die größte aller göttlichen Offenbarungen bleibt dabei zweifelsohne die Menschwerdung seines Sohnes zur Anbahnung einer familiären Gottesbeziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Auf Grundlage des Werkes Christi auf Golgatha ist die persönlichste aller Ich-Du-Beziehungen mit Gott erst möglich geworden. Durch Christus mit Gott versöhnt zu sein bedeutet, Kind Gottes geworden zu sein und dem Allmächtigen mit „Abba, Vater!“^k nahen zu können. Eine innigere Beziehung als die, Gott – in aller Ehrfurcht – mit dem aramäischen Wort für „Papa“ anreden zu dürfen, ist wohl nicht mehr denkbar.

Von der Gottesbeziehung zur Menschenbeziehung

Eine Kindschafts-Beziehung zu Gott ist das gesunde und solide Fundament für jeden weiteren Beziehungsaufbau und für jede Beziehungspflege. Nur eine lebendige Beziehung zu Gott ermöglicht mir eine sinngebende Beziehung zum Nächsten, denn erst in der Gottesbeziehung „begegnet mir der Nächste als jener Mitmensch, für den Jesus Christus [ebenso] gestorben ist, der also [ebenso] teuer erkaufte ist und wert gehalten wird“.³

Nicht von ungefähr wird daher bei den Zehn Geboten zunächst auf der ersten Tafel die Beziehung des Menschen zu Gott geregelt und erst danach werden, auf der zweiten Tafel, die zwischenmenschlichen Beziehungen angesprochen.

Jesus greift diesen Gedanken in der Beantwortung der Frage eines Schriftgelehrten auf, der wissen wollte, welches das erste (größte) Gebot sei: „Das erste Gebot von allen ist: [...] Du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen. [...] Und das zweite, ihm gleiche, ist dieses: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“¹ In seiner Auslegung macht der Herr deutlich, dass zuallererst die Beziehung zu Gott steht, aus dieser aber untrennbar und mit ihr verflochten die Beziehung zum Nächsten/Mitmenschen lebt.⁴ Umgekehrt funktioniert es nicht. Helmut Thielicke verfeinert diesen Gedanken mit der einfachen Feststellung: „Die Frage, wer mein Nächster sei, ist [...] nur zu beantworten, wenn ich weiß, wer Gott ist.“³

Beziehungen in der Familie Gottes

Ganz vornean steht dabei für Kinder Gottes in der Frage, wer nach der geklärten Beziehung zu Gott ihr Nächster sei, die Beziehung zu den Glaubensgeschwistern.⁵ Als Christ sich selbst leben – isoliert auf einer einsamen Insel – gehört nicht zu Gottes Lebenskonzept für seine Familie. John Wesley schon schärfte seinen Zeitgenossen ein: „Die Bibel kennt kein auf sich gestelltes, einsames Glaubensleben.“⁵ Billy Graham schrieb seinen Lesern in Herz und Gewissen, dass „die Nachfolge Christi [...] sich durch [...] Beziehungen ausdrückt, [...] die innerhalb der Gemeinde gefunden werden“.⁵

Analoges hatte Paulus vor Augen, als er die Korinther ermahnte: „Ihr gehört nicht euch selbst!“, so als zögen sie ein jeder für sich wie ein einsamer Satellit lautlos und unabhängig durch den Orbit menschlicher Existenzen.⁶

Das gute Beziehungsbeispiel

Müßig zu sagen, dass der Sohn Gottes das perfekte Beispiel in Sachen Beziehung und Beziehungspflege ist. Die Gemeinschaft und den Austausch mit seinem Vater hat er täglich gesucht. Dauerhaft hat er mit den Menschen seiner Zeit Kontakte geknüpft, hat mit ihnen geredet und sich um sie gekümmert. Seinen Nachfolgern ist er nachgegangen, hat sie getröstet, ermuntert und begleitet. Und auch der Schöpfung seines Vaters gegenüber verhielt er sich verantwortlich und vorbildlich.⁷

Wir gehen nicht fehl, wenn wir unsere Beziehungen christus-gleich gestalten und pflegen. Wenn unsere Grundbeziehung zu Gott auf Golgatha in Christus geknüpft wurde, werden sich zwangsläufig auch die Beziehungen zu unseren Mitmenschen und zur Schöpfung daran orientieren und fortan in segensreichen Bahnen verlaufen können. „Die bewusste Gestaltung unserer Beziehung zu Gott führt zu einer nachhaltigen Neuprägung des Herzens. [...] In der Beziehung zu Christus werde ich verändert – mein ganzes Leben lang. Mein Reden, mein Denken, mein Fühlen und Verhalten wird verwandelt in sein Spiegelbild.“⁶ Dann beginnen wir unser Beziehungsgeflecht neu zu ordnen und auszurichten: Die Gottesbeziehung vertieft sich, die Familienbande werden enger; Gegnern begegnen wir nicht mehr mit Verbitterung, Feinde beginnen wir zu lieben; aus Abwertung wird Auferbauung, aus Bitterkeit wird Barmherzigkeit, aus Missmut wird Mitleid, aus Verärgerung wird Vergebungsbereitschaft.

Brücken und Bäume der Beziehung

Sollten wir aber nicht in diesem Sinne dauerhaft an unseren Beziehungen

Literatur:

- 1 Augustinus, Aurelius: Confessiones I/1.
- 2 Körber, Sigurd Dr.: Ethik und Religion. Ernst Klett Verlag, Stuttgart: 1989, S.9.
- 3 Thielicke, Helmut: Und wenn Gott wäre. Quell Verlag, Stuttgart: 1970, S. 165-166.
- 4 Gopelt, Leonhard: „Die ethischen Forderungen Jesu“. In: Glück und christliches Leben – Konzepte 10: Materialien für den Religionsunterricht in der Sekundarstufe II. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main und Kösel-Verlag, München: 1985, S. 9.
- 5 Graham, Billy: Peace With God. Permabooks, New York: 1953, p. 179.
- 6 Härry, Thomas: Echt und stark. SCM R. Brockhaus im SCM-Verlag, Witten: 2007, S. 138+142.
- 7 Dyck, Edna: „The Giant Redwood“. In: Choice Gleanings Calendar. Gospel Folio Press, Port Colborne, Ontario, Canada: 9th April, 2013.
- 8 Siebald, Manfred: „Gut, dass wir einander haben“. In: Loben – Lieder der Hoffnung. CLV, Bielefeld: 2007, Lied Nr. 156.

Bibelstellen:

- A Johannes 5,7
- B 1. Mose 1,26.27
- C 1. Mose 3,8
- D 1. Mose 1,4.10.12.18.21.25
- E 1. Mose 1,31
- F 1. Mose 2,18
- G 1. Mose 2,15
- H Psalm 19,2
- I 1. Mose 12,13
- J Psalm 42,2
- K Römer 8,15
- L Markus 12,28-31
- M Galater 6,10
- N 1. Korinther 6,19
- O Markus 1,35; Markus 6,34; Lukas 24,13-17; Johannes 2,16+6,12
- P Hohelied 1,4

arbeiten, haben wir bald keine mehr. Es gehört daher zu unseren täglichen und notwendigen Aufgaben, Brücken der Beziehungserhaltung zu bauen. Brücken der Kommunikation, Brücken der Liebe und Brücken der Vergebung; Brücken, die tragen und Verbindungen schaffen; Brücken, auf denen wir uns (wie es das Wort Beziehung auch beinhaltet) gegenseitig zueinander ziehen können. ^P

Die Schöpfung macht uns vor, wie es gehen kann. In Kalifornien findet man die gigantischen Redwood-Bäume, die eine Höhe von 60 - 90 m erreichen können. Ihre Wurzeln reichen zwar nicht tiefer als knapp 4 m in die Erde, strecken sich aber im Umkreis von 25 m um den Baum herum aus. Da die Bäume dicht beieinander stehen, verbinden und verhaken sich die Wurzeln der Redwoods miteinander. So tragen und stützen sie sich gegenseitig und vervielfältigen ihre Standkraft, gerade in stürmischen Zeiten. ⁷

Wenn wir so miteinander und mit unserem Herrn verwoben, verbandelt und verbunden in Beziehung stehen, werden wir am Ende, in Anlehnung an das Lied „Gut, dass wir einander haben“ ⁸, frohen und dankbaren Herzens singen: „Gut, dass wir einander haben; gut, dass wir die Schöpfung haben; gut, dass wir unseren Herrn haben!“

Martin v.d. Mühlen



Martin von der Mühlen (Jg. 1960), verheiratet, zwei Töchter, ist Oberstudienrat in Hamburg.



Damit es dir gut geht – ein gutes Leben leben

Eine Bibelarbeit zu 5. Mose 4,39-40

„So erkenne denn heute und nimm dir zu Herzen, dass Jahwe **der** Gott ist im Himmel oben und auf der Erde unten, keiner sonst, und halte seine Ordnungen und Gebote, die ich dir heute gebiete, dass es dir und deinen Kindern nach dir gut geht und damit du deine Tage verlängerst in dem Land, das Jahwe, dein Gott, dir gibt.“

Die zwölf Stämme Israels stehen am Ostufer des Jordan. Nach vierzig Jahren Nomadenleben dürfen sie endlich in Empfang nehmen, was Gott ihnen verheißen hat: das Land Kanaan. Doch bevor sie den Jordan überqueren, hält Mose eine lange Predigt, in der er aus der **Heilsgeschichte** unermüdlich das eine große Thema entfaltet: „So erkenne denn heute und nimm dir zu Herzen, dass Jahwe **der** Gott ist im Himmel oben und auf der Erde unten, keiner sonst.“ Hinter diesem Anspruch, als einziger Gott verehrt zu werden, steht keine monotheistische Gottesidee, sondern Jahwes Heilshandeln: „Hat je ein Gott versucht ... sich eine Nation mitten aus einer anderen Nation zu holen ... durch große Schreckens-taten, nach allem, was Jahwe, euer Gott, in Ägypten für euch getan hat?“ (4,34). Er hat dich „aus Ägypten herausgeführt, um Nationen vor dir zu vertreiben und dir ihr Land als Erbteil zu geben“ (V. 37). Weil Israel, in solchen Heilstaten Jahwe und keinen sonst als Gott kennengelernt hat und also „kennt“ (vgl. 5. Mose 13,3,7), soll es nicht **jene** als Götter anerkennen, die mit ihm keine Geschichte der Rettung haben. Erheben sie dennoch Anspruch auf göttliche Verehrung, darf Israel dem auf keinen Fall nachgeben. Dies ist im ganzen Buch durchgehend der Sinn der Weisung „halte seine Ordnungen und Gebote“ (vgl. 4,40a mit 4,4.15-20). Alle „Ordnungen und

Gebote“ sind zusammengefasst in dem einen: „Zu meinem Angesicht hinzu wirst du keine andern Götter haben“ (2. Mose 20,3 wörtlich). Wie dieses Erste Gebot, so ergeben sich auch alle anderen daraus, dass Gott „den Eid hielt, den er euren Vätern geschworen hat“ (7,8), also aus seinen Heilstaten.

Die Gebote sind nicht Bedingung für die Gemeinschaft mit Gott, sondern deren Gestaltung.

Und aus Gottes Liebe zu seinem Volk Israel! Die Anweisung „halte seine Anordnungen und Gebote“ wird ja mit dem Satz begründet: „Weil er deine Väter geliebt und ihre Nachkommen erwählt hat, hat er dich mit seiner großen Kraft aus Ägypten herausgeführt, um Nationen vor dir zu vertreiben und ihr Land dir zu geben“ (V. 37f.; vgl. 11,15ff.). Und später: „Nicht weil ihr mehr wäret als alle Völker, hat sich Jahwe euch zugeneigt und euch erwählt, sondern wegen der Liebe Jahwes zu euch“ (7,7). Wie erstaunlich! Jahwes Motivation für die gesamte Heilsgeschichte ist Liebe. Ganz im Anfang schon war diese Liebe der „Ur-Impuls“, Abram aus den Völkern herauszurufen, Israel aus der Sklaverei zu retten und mit der Heilsgabe „Kanaan“ zu beschenken.

Für Israel, das Jahwes Liebe dann auf so überwältigende Weise erlebt, gibt es darauf nur eine Antwort: „Jahwe ist unser Gott, Jahwe allein“ (6,4). Weil wir keinen andern Gott kennen als den, der

uns liebt, der uns in dieser Liebe in seine Gemeinschaft geholt und die Gottesbeziehung mit einem Bundesschluss besiegelt hat, ist diese Gemeinschaft eine ausschließliche. Mit Leben aber wird die Beziehung so gefüllt: „Du wirst Jahwe, deinen Gott, lieben“. Den, der dich zuerst geliebt hat, wirst du „lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft“ (6,5). Mit deinem ganzen Herzen: An der Stelle, wo die Entscheidungen fallen, wird deine Antwort der Liebe beginnen. Diese Liebe wirst du mit deiner ganzen liebesbedürftigen Person geben: mit deiner Seele, also als Mensch, der davon lebt, dass er geliebt wird und liebt – den Liebenden wiederliebt. Diese Liebe wirst du nicht als etwas Nebensächliches betrachten, wirst sie nicht auf Sabbat und Gottesdienst reduzieren. Sie wird so zentral in deinem Leben sein, dass du deine ganze Kraft darauf verwendest, den Gott, von dem du geliebt wirst, selber zu lieben – mit allem, was du den Tag über tust: beim Sitzen und Gehen, im Liegen und Aufstehen (6,7).

Es ist tätige Liebe, mit der Israel auf Gottes Gebote achtet. Es weiß dabei: Gott meint es gut mit uns, wenn er sagt: „Halte meine Ordnungen und Gebote!“ Sie ermöglichen es uns ja, die Gemeinschaft mit ihm zu gestalten, mit Realitäts- und Erlebniswert zu versehen. Sie zeigen uns, wie wir Gottes Liebe mit unserer Liebe beantworten können. Im Miteinander unserer Bundesgemeinschaft wollen die Wegweisungen Gottes ja nur dies sein: Antwort unserer Liebe auf Gottes Liebe.

Undenkbar für Israel, dass Jahwes Gebote ihm die Gemeinschaft mit seinem Retter ermöglichen sollen. Die Gebote sind nicht Bedingung für die

Gemeinschaft mit Gott, sondern deren Gestaltung.

Israels Gegenliebe nun soll sich alltags-tauglich äußern. Gott sagt gleichsam: „Weil ich dich gerettet habe, will ich dir zugleich ein *gutes Leben* geben. Darum wende dich auch in den Fragen des Alltags allein an mich. Wenn du anderen Göttern opferst, um sie zu bewegen, dir ein gutes Leben zu geben, **entziehst** du mir, deinem Retter, das Vertrauen. Ich aber will, dass du in allen Fragen deines Lebens mir, deinem Retter, Vertrauen **schenkst!** Stelle alles, was die Gestaltung deines Alltags betrifft – deine Hoffnung und Erwartung an ein gutes Leben, deine Angst vor Krankheit und Scheitern, deine Furcht vor bösen Menschen und Geistern –, unter meine Herrschaft, der ich dein Erlöser bin; erwarte, dass allein ich dir gebe, was du zum Gelingen deines Lebens brauchst. ‚*Rufe mich an am Tag der Not*‘, nicht die Götter (Psalm 50,15)! Sing mir dein Loblied, wenn ich auf dein Gebet geantwortet und in der Not geholfen habe! Es ist Ausdruck deiner Liebe, wenn du in deiner Not zu mir schreist, nach deiner Rettung mir das Loblied singst. Damit gibst du mir etwas von der Liebe zurück, die ich dir in Not, Bewahrung und Hilfe zukommen ließ. Auf diese Weise

bewahrst du den Bund und damit den schalom unserer Bundesgemeinschaft.“

Leben die Israeliten so in Liebe und Vertrauen mit ihrem Gott, werden sie erfahren, dass es ihnen gut geht: „*Halte seine Ordnungen ..., sodass es dir und deinen Kindern nach dir gut geht.*“ Gut geht es ihnen nicht, weil sie sich zu den Geboten korrekt verhalten und ihre Pflicht erfüllt haben, gut geht es ihnen, weil sie mit ihrer Antwort des Dankes an Gott den „Frieden“ der Gemeinschaft mit ihrem Retter gefördert haben. Wie Gott sich das wünscht: er, der in seiner Treue zu Israel redet, Israel, das in seiner Treue zu Gott antwortet. So wird die Gemeinschaft mit Jahwe lebendig, stark und tief. Sie führt zu einem gelingenden Leben, weil die gute Gemeinschaft mit Gott in eine gute Gemeinschaft des Gottesvolkes einmündet. Gelingt solche Gemeinschaft, ist das wie das Vorzimmer zum Himmel. Oder Rückerinnerung an „Eden“?

Die Zusage, „*dass es dir und deinen Kindern gut geht*“, lehrt aber auch 5. Mose 7,13 verstehen: „*Und er wird dich lieben und dich segnen und dich zahlreich werden lassen; er wird die Frucht deines Leibes segnen und die Frucht deines Landes, dein Getreide, deinen Most und dein Öl,*

den Wurf deiner Rinder und den Zuwachs deiner Schafe“. Dem Gottesvolk wird es gut gehen, weil Jahwe etwas tut, wozu er durch nichts gezwungen ist: auch Gott wird Israels Liebe (V. 9) beantworten und in **seiner** Liebe den Bundespartner mit Segen überschütten. Segen aber ist immer unverdient: geht es Israel gut, steht dahinter keine Pflichterfüllung Gottes, sondern die freie Gabe einer Liebe, die schon alles gegeben hat.

Der von Gott zugesagte Segen wird nun nirgendwo anders erfahren als „*in dem Land, das Jahwe dir gibt*“ (4,40b; 7,13c), also im Heilsgut Kanaan, dort, wo Gott unter seinem Volk wohnt und mit ihm Gemeinschaft hat. Ja, die heilsgeschichtliche Ortsangabe „*damit du deine Tage verlängerst in dem Land, das Jahwe, dein Gott, dir gibt*“ ist geradezu der Höhepunkt der Segensverheißung. Er zeigt, dass es für Israel Wichtigeres gibt, als lange zu leben. Für den Fall nämlich, dass Israel sich „*ein Götterbild macht*“, droht Gott an: Ihr werdet „*mit Sicherheit schnell weggerafft aus dem Land, in das ihr zieht, um es in Besitz zu nehmen. Ihr werdet eure Tage darin nicht verlängern*“ (4,25f.). Die Zusage eines guten Lebens beinhaltet also mehr, als unter wirtschaftlichem Segen und Erfolg ein langes Leben genießen zu können. Vielmehr geht es um ein dauerhaftes Leben im **Land der Verheißung**, also um ein „langes Leben“ im Heil der Gottesgemeinschaft. Eine erstaunliche Botschaft: So schön und wichtig das Geschenk göttlichen Segens auch ist – ein „gutes Leben“ im Vollsinn ist nur in der Gemeinschaft mit dem Retter Jahwe in seinem Land erfahrbar. Dieses Leben lohnt sich. So ist es für das Gottesvolk das höchste Glück, seine „Tage“ in der Heilsgemeinschaft mit Jahwe zu „verlängern“. Dürfen auch die Kinder und Kindeskinde das Vorrecht genießen, im Land der Verheißung im schalom Gottes zu leben, wissen sie, was ein gutes Leben ist: dass Jahwe, „*der treue Gott, den Bund und die Gnade bis auf tausend Generationen denen bewahrt, die ihn lieben und seine Gebote halten*“ (V. 9).

Bernd Brockhaus

Bernd Brockhaus ist Gastdozent für Altes Testament und Hebräisch an der Biblisch-Theologischen Akademie in Wiedenest.



Sommer-Gewinn-Rätsel 2013

Für viele ist jetzt Urlaubszeit. Da gehört die „Perspektive“ mit zum Urlaubsgepäck. Aber auch zu Hause kann man dieses Rätsel lösen. Gewinnen werden alle, denn die Beschäftigung mit biblischen Fragen ist immer gut.

Aus allen richtigen Einsendungen werden 10 Gewinner ausgelost:

Der erste Preis ist ein Gutschein im Wert von 50 € für Bücher und die weiteren 9 Gewinner erhalten einen Gutschein im Wert von 20 € für Bücher aus dem Verlagsprogramm der Christlichen Verlagsgesellschaft in Dillenburg.

Die Lösung bitte auf eine Postkarte schreiben. Außerdem natürlich die Anschrift und das Alter.

Einsenden an: „Perspektive“, Vierenstücken 3, 27432 Basdahl

Die Lösung kann auch **per E-Mail** geschickt werden: perspektive@christ-online.de

Einsendeschluss ist der 31. August 2013 24:00 Uhr.

Wir danken Joachim Köhler, der dieses Rätsel geplant und produziert hat!

50 Euro-Gutschein
zu gewinnen!

Textgrundlage für die Beantwortung der biblischen Fragen ist die Revidierte Elberfelder Bibel (Auflage 1995). Umlaute gelten jeweils als ein Buchstabe. Unter den Lösungsworten kommt kein Begriff mit einem „ß“ vor. Der Lösungsspruch in den markierten Feldern ist den Psalmen entnommen. Er hängt mit dem Thema dieser „Perspektive“-Ausgabe zusammen.

Viel Freude beim Raten!

- griechischer Name einer Christin aus Joppe (Jafa), die Petrus wieder zum Leben erweckte
- Mann der Noomi (und zugleich der Schwiegervater Ruts)
- bekannte assyrische Stadt, in die der Prophet Jona mit einer Gerichtsbotschaft geschickt wurde
- aus Antiochia stammender Proselyt, der in der Jerusalemer Urgemeinde zu einem der Helfer bei der Versorgung der griechisch sprechenden Witwen berufen wurde
- jüngster Sohn Jakobs, den ihm seine Frau Rahel gebar
- aus Damaskus stammender Knecht Abrahams, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Brautwerbung für dessen Sohn Isaak übernommen hat
- im Römerbrief erwähnte Landschaft im Nordwesten der Balkanhalbinsel, die an Mazedonien grenzte und den Bereich des bis dahin weitesten Vorstoßes des Paulus als Missionar markierte
- sehr alte Stadt in Syrien, die vor allem in Verbindung mit der Bekehrung des späteren Völkermissionars Paulus bekannt ist
- Stadt, die Paulus und Barnabas auf der ersten Missionsreise besuchten, nachdem sie das pisidische Antiochia verlassen hatten
- Sohn und Thronfolger Salomos bzw. erster jüdischer König nach der Reichsteilung
- jüngster Sohn des Hohenpriesters Aaron
- assyrischer König zur Zeit Hiskias, der aufgrund des Eingreifens Gottes trotz seiner gewaltigen Übermacht Jerusalem nicht einnehmen konnte und abziehen musste
- Heidenchrist aus Ephesus und Mitarbeiter des Paulus, der diesen nach Jerusalem begleitete und später von ihm in Milet krank zurückgelassen werden musste
- Silberschmied aus Ephesus, der einen Aufstand anzettelte, weil er das Geschäft seiner Zunft (Anfertigung von Nachbildungen des Artemistempels) aufgrund der Evangeliumsverkündigung in dieser Stadt in Gefahr sah
- im Kolosser- und Philemonbrief erwähnter Mitarbeiter des Paulus und zugleich Verkündiger des Evangeliums in Kolossä, der sich später wie der Apostel in Rom aufhielt
- Frau Isaaks, die zugleich eine Schwester Labans war
- in der Grußliste des Römerbriefs erwähnter Christ, dessen Name „der Vierte“ bedeutet
- jüdischer König, der auch „Asarja“ hieß und aussätzig wurde, als er sich priesterliche Vollmachten anmaßte
- Christ aus Troas, der drei Stockwerke hinabstürzte, nachdem er während einer Predigt des Paulus als am Fenster Sitzender eingeschlafen war. Paulus erweckte ihn wieder zum Leben.
- im Alten Testament oft erwähntes Gebirge nördlich von Israel, das in antiker Zeit für seine Zedernwälder berühmt war und heute in dem gleichnamigen Staat liegt
- eine der sieben Sendschreibengemeinden in der Offenbarung, in der Christus als der erhöhte Herr nichts loben konnte
- griechische Bezeichnung des sogenannten „Zehnstädtegebiets“, das eine überwiegend heidnische Bevölkerung hatte und größtenteils im Ostjordangebiet lag
- andere Bezeichnung für Bethlehem, den Geburtsort Davids und des Herrn Jesus
- einer der kleinen alttestamentlichen Propheten, der insbesondere durch die sogenannten „Nachtgesichte“ bekannt ist
- in Betanien wohnender Bruder der Marta und Maria, der von dem Herrn Jesus aus den Toten auferweckt wurde
- Vater des Propheten Samuel
- Mitarbeiter des Paulus während der ersten Missionsreise, der eigentlich „Josef“ hieß und dessen hier gesuchter Beiname „Sohn des Trostes“ bedeutet
- Mutter von Johannes dem Täufer
- Oberster der Juden und Pharisäer, der nachts zu Jesus kam und später bei dessen Grablegung dabei war
- erster Märtyrer der Urgemeinde, dessen Tod der Beginn der ersten größeren Christenverfolgung in der Anfangszeit war
- Sohn Gideons, der nach der Ermordung seiner Halbbrüder das Königtum in Sichem an sich riss, aber schon drei Jahre später umkam
- Ort in Untergaliläa, in dem Maria und Josef bis kurz vor der Geburt Jesu lebten und wo Jesus später seine „stillen Jahre“ verbrachte, bevor sein öffentliches Wirken begann
- Name einer religiösen Bewegung im Judentum, deren Vertreter im Gegensatz zu den Pharisäern z.B. die Auferstehung leugneten und liberaler als diese eingestellt waren
- Hauptstadt Israels - die einzige Stadt auf Erden, die ein himmlisches Pendant hat
- langjähriger Mitarbeiter des Apostels Paulus, an den dieser zwei Briefe schrieb
- im 2. Timotheusbrief erwähnter Christ, der den gefangenen Paulus oft unterstützte, obwohl sich viele andere von ihm abgewandt hatten
- Name eines Volkes, dessen Stammvater Esau war und dessen Siedlungsgebiet südlich bzw. südöstlich von Israel lag
- einer der kleinen Propheten, dessen Buch das Alte Testament abschließt
- Hoherpriester zur Zeit Nehemias, der zwar beim Wiederaufbau der Mauer mitwirkte, aber sich auch von Nehemias Gegnern beeinflussen ließ
- im Kolosserbrief erwähnte Stadt in der Nähe von Kolossä und Laodizea, in der Epaphras tätig war
- Vater von Johannes dem Täufer
- alttestamentlicher Prophet, der in einer großartigen Schau über mehrere Kapitel hinweg den zukünftigen Tempel Israels beschreibt
- Mitarbeiter des Paulus, der den Epheser- und Kolosserbrief (und vermutlich auch den Philemonbrief) überbrachte
- Gegner Nehemias, der vergeblich versuchte, den Wiederaufbau der Mauer Jerusalems zu verhindern. Er wird als „Honoriter“ bezeichnet, was höchstwahrscheinlich auf Beth-Horon als seine Heimatstadt hinweist.
- Garten in der Nähe von Jerusalem, in den sich Jesus oft zurückzog und in dem der Verrat bzw. die Gefangennahme stattfanden
- reicher Christ in Kolossä, dem der Sklave Onesimus entlaufen war und an den Paulus einen neutestamentlichen Brief richtete
- Name, der Daniel am babylonischen Königshof gegeben wurde
- Name einer Stadt in Nordsyrien, deren christliche Gemeinde den Apostel Paulus mit den jeweiligen Begleitern zu seinen Missionsreisen aussandte und die neben Jerusalem rasch zu einem Zentrum der Frühchristenheit wurde
- Name der ersten Frau des Perserkönigs Ahasveros, die dieser verstieß, weil sie sich geweigert hatte, vor seinen geladenen Gästen zu erscheinen
- Stadt (mit der Namensbedeutung „Bruderliebe“), in der es eine der sieben Sendschreibengemeinden gab, die in der Offenbarung erwähnt werden
- Frau, die mit ihrem Mann Aquila im Zeltmacher-Handwerk tätig war und Paulus an verschiedenen Orten in der missionarischen Arbeit unterstützte
- herrschtüchtiger Christ, der im 3. Johannesbrief erwähnt wird
- Ort am Nordwestufer des Sees Genezareth, der Schauplatz vieler Wunder Jesu war und in den er in den Jahren seines öffentlichen Wirkens häufig zurückkehrte
- Sohn und Thronfolger des assyrischen Königs Sanherib
- zweitgrößte Stadt des Römischen Reiches, die zugleich Heimatstadt des Apollon war
- einer der sieben Gemeindeglieder in Jerusalem, der später in Samaria evangelisierte und den Kämmerer aus Äthiopien zum Glauben führte
- griechische Form des Messiasititels „Gesalbter“
- Name jenes Königs, der das Jesuskind töten lassen wollte, weil er seine Macht gefährdet sah
- der Erstempfänger des Lukasevangeliums bzw. der Apostelgeschichte, der im Vorwort beider Bücher vom Verfasser persönlich angesprochen wird

DIE GRAUEN FELDER
VON OBEN NACH UNTEN
GELESEN ERGEBEN DEN
LÖSUNGSSATZ:

Von Heil und Heilung

Ein Gang durch das Johannes-Evangelium

Unsere natürliche Reaktion auf Krankheit ist der Wunsch nach Heilung. Im Johannes-Evangelium wird jedoch deutlich, dass Krankenheilungen neben der körperlichen Heilung noch mehr bezwecken: Sie sollen Jesus als Gottes Sohn bestätigen und Glauben an ihn wecken, der zum ewigen Leben, zum Heil, führt (Johannes 20,31). Deshalb nennt Johannes sie „Zeichen“. Dass Krankenheilungen über die Heilung selbst hinausweisen, soll anhand der vier Heilungsberichte von Johannes gezeigt werden.

Der Sohn des königlichen Beamten

In Johannes 4,43-54 wird von einem königlichen Beamten berichtet. Er bittet Jesus, seinen kranken Sohn zu heilen, der sich an einem anderen Ort befindet. Jesu Antwort klingt wie ein Vorwurf: „*Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so werdet ihr nicht glauben*“ (4,48). Dann verlangt Jesus von dem Beamten zu glauben, ohne Zeichen gesehen zu haben: Er soll nach Hause gehen, weil sein Sohn geheilt sei. Der Beamte glaubt Jesu Zusage (4,50) und erlebt, dass der Sohn tatsächlich geheilt ist. Daraufhin glauben er und seine Hausgemeinschaft an Jesus (4,53). Wer das Johannes-Evangelium bis hierher gelesen hat, weiß, dass Menschen durch diesen Glauben zu Gottes Kindern werden (1,12) und ewiges Leben bekommen (3,16). Der Beamte glaubt also zunächst der Zusage Jesu, er gehorcht seiner Anweisung, ohne „Zeichen und Wunder“

gesehen zu haben. Erst dann bewirkt Jesus das „Zeichen“, worauf der Beamte Jesus selber als Person „glaubt“, indem er ihn als Gottes Sohn anerkennt.

Der Kranke am Teich Bethesda

Danach folgt der Bericht vom Kranken am Teich Bethesda (5,1-16). Jesus fragt ihn nach 38-jähriger Krankheit: „*Willst du gesund werden?*“ Der Kranke kann sich keinen anderen Weg zur Heilung vorstellen als die heilende Berührung mit dem Wasser, die ihm aber bisher jedes Mal im entscheidenden Moment unmöglich war. Ohne weitere Erklärung fordert Jesus ihn auf: „*Steh auf, nimm dein Bett auf und geh umher!*“, und er kann gehen. Der Geheilte hat keine Ahnung, wer ihn soeben geheilt hat. Später offenbart sich Jesus dem Geheilten im Tempel, worauf dieser anderen Menschen verkündet, durch wen er geheilt wurde.

Als Jesus mit dem Geheilten spricht, fordert er ihn auf: „*Siehe, du bist gesund geworden. Sündige nicht mehr, damit dir nichts Ärgeres widerfahre!*“ – ein Hinweis darauf, dass es Schlimmeres gibt als körperliche Krankheit. Auch dies kann der Leser der bisherigen Kapitel des Johannes-Evangeliums einordnen: Wer Böses tut, wird gerichtet (3,18-21). Allerdings bedeutet „Gericht“ in Johannes 3 noch nicht die Bestrafung, sondern zunächst nur das Aufdecken der Sünde. Erst in der Auseinandersetzung mit der jüdischen Obrigkeit, die der Heilung am Teich Bethesda folgt, weist Jesus auf

das Endgericht hin, in dem er selbst als Richter auftreten wird (5,22-29). In dieser Auseinandersetzung verweist Jesus auf seine Wunder, durch die der Vater ihn als Sohn Gottes bestätigte (5,19-21 und 36).

In seiner Tempelrede auf dem Laubhüttenfest (7,14-24) greift Jesus die Heilung am Teich Bethesda noch einmal auf. Viele seiner Zuhörer glauben aufgrund seiner bisherigen „Zeichen“ und erkennen ihn als Christus an (7,31). Allerdings lehnen ihn auch viele Menschen trotz der „Zeichen“ ab, darunter die jüdische Obrigkeit (7,42.44.48). Die „Zeichen“ führen also nicht zwangsläufig zum Glauben.

Der Blindgeborene

In Johannes 9,1-41 wird berichtet, wie Jesus einen Blindgeborenen heilt. Im Vorfeld wird der Sinn der Heilung erklärt: Gottes Macht soll an ihm sichtbar werden (9,3). Das besondere Ausmaß der Heilung wird dann im weiteren Verlauf des Berichts mehrfach unterstrichen: Es galt als unmöglich, dass ein Blindgeborener geheilt wird (9,30-33). Zweimal wird deshalb sichergestellt, dass der Blindgeborene und der Sehende tatsächlich ein und dieselbe Person sind, dass es sich also nicht um eine Verwechslung handelt (9,9.20). Für einige Menschen sind die „Zeichen“ ein Beweis, dass Jesus kein Sünder ist, obwohl er durch die Heilung nach pharisäischem Verständnis den Sabbat gebrochen und damit gesündigt hat (9,16).

Schrittweise scheint dem Geheilten klarer zu werden, wer der ist, der ihn heilte:



Zuerst redet er von dem „Menschen, der Jesus heißt“ (9,11), dann bezeichnet er Jesus als „Prophet“ (9,17), und schließlich bekennt er seinen Glauben an ihn und wirft sich aus Ehrfurcht vor ihm nieder, weil er ihn als „Menschensohn“ anerkennt (9,35.38). Nach Daniel 7,13-14 ist dies eine Bezeichnung für den Messias. Im Gegensatz zu dem Geheilten lehnen die Pharisäer Jesus ab und schließen den Geheilten aus der Synagogengemeinde aus (9,34-35). Wieder wird deutlich, dass die „Zeichen“ Jesu nicht automatisch zum Glauben an ihn führen.

Lazarus

Den Höhepunkt der Heilungen stellt die Auferweckung des Lazarus dar (Johannes 11,1-46). Auch hier wird der Sinn des „Zeichens“ im Vorfeld erläutert: Lazarus ist erkrankt, damit durch seine Heilung die Macht Gottes demonstriert und Jesus als sein Sohn geehrt wird (11,4). Bis Jesus bei Lazarus eintrifft, ist Lazarus bereits seit vier Tagen gestorben und liegt im Grab. Dass Jesus jetzt nicht nur eine Krankheit, sondern den Tod überwinden muss, soll den Glauben der Jünger fördern (11,15). Kann Jesus Tote auferwecken? Die Krankheit hätte Jesus heilen können, davon sind auch beide Schwestern des Verstorbenen überzeugt: „Herr, wenn du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben“, sagt Marta in Kap. 11,21 und Maria in 11,32.

Marta wagt aber nicht, offen auszusprechen, dass Jesus den Lazarus zum Leben erwecken könnte. Sie sagt nur, dass Gott

jede Bitte Jesu erhören würde (11,22). Als Jesus ihr dann verheißt, dass Lazarus aufsteht, versteht sie das als Vertröstung auf die endzeitliche Auferstehung (11,24). Bevor Jesus den Lazarus zum Leben erweckt, bekennt Marta: „Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll“ (11,27). Eine sofortige Auferweckung ihres Bruders kann sie aber noch immer nicht glauben (11,39). Jesus versichert ihr, dass sie die Macht Gottes sehen wird, wenn sie nur glaubt (11,40).

Für Marta ist das „Zeichen“ also eine nachträgliche Bestätigung des Glaubens. Für die dabeistehenden Menschen soll es Glauben wecken. Sie fragen sich nämlich, ob Jesus den Lazarus nicht hätte heilen können, zumal er den Blindgeborenen geheilt hatte (11,37). Bevor Jesus Lazarus auferweckt, betet er laut, damit die Volksmenge erkennen kann, dass Jesus in Gottes Vollmacht handelt (11,41-42). Durch die Auferweckung kommen viele zum Glauben (11,45), andere dagegen berichten den Pharisäern von dem Wunder (11,46), worauf die jüdische Obrigkeit den endgültigen Beschluss fasst, ihn zu töten (11,53): Sie fürchten die Überzeugungskraft der „Zeichen“ (11,47-48).

Glaube und Unglaube

Dass diese Furcht berechtigt ist, wird im weiteren Verlauf deutlich: Viele kommen wegen der Auferweckung des Lazarus zum Glauben an Jesus (12,11). Wegen der Auferweckung des Lazarus empfängt die Volksmenge Jesus als König in Jeru-

salem (12,17-18). Die Pharisäer können nichts dagegen ausrichten (12,19).

In Johannes 12,37-38 wird dann das traurige Resümee gezogen, dass trotz der „Zeichen“ viele jüdische Zeitgenossen nicht an Jesus glaubten, worin sich der Widerstand Israels gegen Gott zur Zeit Jesajas fortsetzt. Einige der jüdischen Obrigkeit glauben zwar, bekennen sich jedoch nicht öffentlich zu ihm, weil sie den Ausschluss aus der Synagoge fürchten (12,42-43).

Durch die Krankenheilungen soll also mehr erreicht werden als körperliche Heilung: Wer glaubt, dessen Glaube soll gestärkt werden, wie es beim königlichen Beamten, den Jüngern und Marta der Fall ist. Unwissende wie der Kranke am Teich Bethesda und der Blindgeborene lernen Jesus erst durch die Heilung kennen und erkennen ihn als Sohn Gottes an. Die Beobachter werden durch die „Zeichen“ eingeladen, Jesus als Sohn Gottes anzuerkennen. Gerade durch die „Zeichen“ verstärkt sich jedoch auch die Ablehnung bei denen, die Jesus schon vorher ablehnen.

Johannes lädt uns ein, Jesus, dem Sohn Gottes, beides zuzutrauen: Heilung und Heil.



Manuel Lüling

Manuel Lüling ist Pastoralreferent der Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Wiedenest (Bergneustadt).



Die öffentliche Meinung über Jesus

Was dachten die Menschen zu Jesu Lebzeiten über ihn? Dachten sie grundsätzlich anders, als Menschen heute denken? Wie sehen wir Jesus?

Messianische Erwartungen

Zur Zeit Jesu herrscht unter breiten Bevölkerungsschichten eine gespannte Erwartung des Messias. Viele Menschen erwarten einen Befreier, der große Wunder vollbringt und darin sogar die großen alttestamentlichen Gestalten wie Mose und Elia übertrifft. Manche erwarten einen Lehrer mit großer Weisheit. Wiederum andere erwarten vor allem einen politischen Befreier, der das Volk als von Gott befähigter König in die Unabhängigkeit führt. Dementsprechend messen viele Menschen Jesus an ihren eigenen Erwartungen. Die Meinung der breiten Volksmenge über Jesus war deshalb durchaus nicht einheitlich. Während manche ihn für einen Verführer halten, weil er nicht ihren Erwartungen entspricht, kommen andere zu einem positiven Urteil (Johannes 7,12). Den meisten ist jedoch gemeinsam, dass sie

ihn an ihren Erwartungen messen. Sie prüfen, ob Jesus in ihre messianischen Schablonen passt und bilden sich damit ihre Meinung.

Jesus als Wundertäter

Das sind zum einen die Menschen, die von Jesus Wunder erwarten. Sie reagieren begeistert, als Jesus große Wunder tut. Sie sehen in Jesus einen Propheten und damit die Erfüllung ihrer Hoffnungen nach einem neuen Handeln Gottes – wie in alttestamentlicher Zeit. Doch Johannes zeigt, dass ein bloßer Wunderglaube am Ziel vorbeigeht. Er schreibt bewusst nicht von „Wundern“, sondern von „Zeichen“, weil sie Jesus als Sohn Gottes erweisen.¹ Während ein Wunder bestaunt werden kann, muss ein Zeichen verstanden werden. Die Bedeutung der Zeichen bleibt jedoch vielen Menschen verborgen. Wie sehr ihre Vorstellungen im Irdischen verhaftet sind, zeigt die nüchterne Einschätzung Jesu nach der Speisung der Fünftausend: „Ihr sucht mich, nicht weil ihr Zeichen gesehen (und verstanden) habt, sondern weil ihr von Broten gegessen

habt und satt geworden seid“ (Johannes 6,26). Die Menge will seine Wunder eher für das irdische Wohlergehen nutzen, als in ihnen ein Zeichen für das wahrhaftige Brot des Lebens zu sehen. Wie leicht kann es auch heute passieren, dass auf der Jagd nach Sensationen die eigentliche Botschaft Jesu untergeht. Oder dass man Jesus vor allem deshalb nachfolgen will, weil er das Leben einfacher und angenehmer zu machen scheint.

Jesus als politische Hoffnung

Andere sehen in Jesus ihre politischen Hoffnungen verwirklicht. Im Über-schwang der Ereignisse wollen sie ihn nach der Brotvermehrung zum König machen. Später bejubelt ihn die Menge als „König Israels“ (Johannes 12,13.19). Doch in dem Wunsch, ihn als König einzusetzen, spiegelt sich mehr die Hoffnung nach staatlicher Unabhängigkeit und einem Ende der römischen Fremdherrschaft als der Wunsch, sich seiner Herrschaft und seinem Willen zu beugen. Das gilt auch heute, wenn Jesus

mit seiner Botschaft dazu verwendet wird, die eigene Position zu stärken. Die Gefahr dazu besteht nicht nur im Kontext der Politik, sondern auch im Bereich kirchlicher Macht – und nicht zuletzt auch in der eigenen Gemeinde.

Jesus als Gefahr für die politische Ordnung

Die Hoffnungen der einen auf einen politischen Umsturz sind für andere wiederum ein Dorn im Auge. Der Sanhedrin sieht Jesus als Störenfried und Gefahr für die eigene Machtposition. Die religiösen Führer des Volkes fürchten, dass Jesus die politische Lage aus dem Gleichgewicht bringen könnte und ihnen damit die eigene Macht entzogen würde (Johannes 11,48). Sie waren eher bereit, Jesus zu beseitigen, als die eigene Stellung aufzugeben (Johannes 11,53). War ihre Befürchtung berechtigt? Jesus sagt vor Pilatus, dass sein Reich nicht von dieser Welt ist und er nicht gekommen ist, um die politische Ordnung umzustürzen.

Er ist vielmehr gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis zu geben (Johannes 18,36). Doch wer Jesus nur durch die Brille der eigenen Machtposition sieht, verliert das eigentliche Ziel seines Kommens aus den Augen.

Jesus als Held der Öffentlichkeit

Die unvergleichliche Popularität Jesu könnte zu der Annahme verleiten, dass Jesus es geradezu darauf angelegt hätte, in der Öffentlichkeit bekannt zu werden. Vielleicht dachten auch die leiblichen Brüder Jesu so. Sie geben ihm Anweisungen, wie er sich der Öffentlichkeit bei dem bevorstehenden Laufhüttenfest am besten verkaufen und präsentieren kann (Johannes 7,3-4). Möglicherweise wollten

sie dadurch auch selbst bekannter werden. Doch Jesus weist ihr Ansinnen scharf zurück. Dabei wird etwas Entscheidendes deutlich: Es geht Jesus nicht darum, in der öffentlichen Meinung möglichst gut dazustehen. Ihm geht es vor allem darum, sich nach dem Willen

Es geht Jesus nicht darum, in der öffentlichen Meinung möglichst gut dazustehen.



Foto: © wellphoto, fotolia.com

des Vaters und der von ihm festgesetzten Zeit zu richten (Johannes 7,6-8). Das schließt auch gut gemeinte Ratschläge von Menschen aus, wie Jesus sich am besten zu verhalten hätte.

Jesus aus rein irdischer Perspektive beurteilt

Als Jesus in der Öffentlichkeit predigt, setzen sich Menschen, die die unterschiedlichsten messianischen Erwartungen haben, mit ihm auseinander. Eine populäre messianische Erwartung war, dass der Messias zwar ein Mensch aus Fleisch und Blut ist, aber letztlich unbekannte Ursprünge hat. Somit, so denken viele, wird vom Messias „niemand wissen, woher er ist“ (Johannes 7,27). Jesus zeigt ihnen, dass sie damit in gewisser

Weise sogar recht haben: Seine wirkliche Herkunft vom Vater kennen sie nicht (Johannes 7,27-29). Stattdessen meinen die Menschen aber, die Herkunft Jesu bereits voll zu verstehen. Doch wessen Elternhaus bekannt sei, könne nicht der Messias sein. Man meint, man wisse, woher Jesus sei, weil er als Mensch in einem ganz normalen Dorf aufwuchs. Man meint, Jesus allein nach seiner menschlichen Seite beurteilen zu können.

Das ist heute nicht anders: Viele Menschen sehen in Jesus einen bloßen Menschen und verkennen dabei seine

himmlische Herkunft. In Wirklichkeit sehnen sie sich vielleicht nach etwas Übernatürlichem, aber sie denken dabei nicht an Jesus.

Beurteilung Jesu durch Unwissenheit und Halbwissen

Anderen ist besonders wichtig, dass der Messias in Bethlehem geboren wird (Johannes 7,41-42). So meinen die Schriftgelehrten und Pharisäer,

Jesus mit dem Hinweis aburteilen zu können, dass aus Galiläa kein bedeutender Prophet aufstehen könne (Johannes 7,52). Doch dabei täuschen sie sich in doppelter Weise: Zum einen gibt es mit Jona und Nahum bekannte Propheten, die aus Galiläa kamen (2. Könige 14,25; Nahum 1,1). Zum anderen irren sie sich über den menschlichen Ursprung Jesu, der nicht in Galiläa, sondern in Bethlehem geboren wurde. Wie viel weniger erfassen sie seinen göttlichen Ursprung? Gerade dadurch, dass sie Jesus mit ihren Vorurteilen begegnen, verkennen sie ihn. Damit zeigt Johannes seinen Lesern: Wer Jesus mit einfachen Vorurteilen ablehnt, macht es sich zu einfach. Deshalb mahnt Jesus: „Richtet nicht nach dem äußeren Anschein, sondern richtet das gerechte Gericht“ (Johannes 7,24).

Auch heute wird Jesus von vielen Menschen deshalb verkannt, weil sie ihn aus Halbwissen oder Unwissenheit heraus beurteilen. Oftmals irren sich Menschen sogar in Bezug auf die menschliche Seite Jesu. Was hat er wirklich gesagt? Was hat er wirklich getan? Was hat er wirklich gewollt? Darüber gibt es heute unzählbar viele Meinungen.

Jesus erfüllt die Sehnsüchte der Menschen

Die unterschiedlichen Reaktionen auf Jesus zeigen, dass er offensichtlich anders ist, als sich die Menschen damals den Messias vorgestellt haben. Die traurige Ironie dabei ist, dass Jesus die tiefen Erwartungen der Menschen nach einem Erlöser und Befreier gerade erfüllt! Durch seine einzigartigen Zeichen weist er sich eindrucksvoll als Messias aus. Er beansprucht tatsächlich, ein König zu sein – aber sein Reich ist nicht von hier (Johannes 18,36). Mit seiner himmlischen Herkunft ist sein Ursprung tatsächlich unbekannt – genau wie es manche erwarten. Und in Bezug auf seine menschliche Herkunft aus Bethlehem erfüllt er die alttestamentlichen Verheißungen. Daraus wird deutlich: In Wirklichkeit erfüllt Jesus die tiefen Erwartungen und Sehnsüchte der Menschen. Dennoch ist es für die Menschen so leicht, ihn zu verkennen. Warum? Vielleicht deshalb, weil Jesus nicht einfach in ein vorgefertigtes Schema passt. Wer sich in ein Schema einfügen lässt, wird beurteilt, in vorgefertigte Kategorien eingeordnet und letztlich den eigenen Urteilen untergeordnet oder für eigene Interessen benutzt.

Wie wir Jesus heute sehen

In solchen Schablonen zu denken ist typisch menschlich. Es trifft nicht nur auf die Zeitgenossen Jesu zu, sondern ist bis heute zu finden. Doch damit kann man Jesus nicht erfassen. Der Sohn Gottes ist nicht in die Welt gekommen, um von Menschen beurteilt zu werden, sondern um sie ins Licht Gottes zu stellen. Wer sich mit ihm auseinandersetzt, muss es aufgeben, ihn nach seinen eigenen Interessen und Kategorien beurteilen zu wollen, sondern muss sich in Jesu

Licht wahrnehmen. Das illustrieren die Begebenheiten im Johannesevangelium, in denen einzelne Menschen Jesus begegnen. Die Frau am Jakobsbrunnen, Nikodemus oder der Blindgeborene erfahren ein Umdenken, bei dem sie ihre alten Maßstäbe fallen lassen und sich neue Maßstäbe von Jesus geben lassen. Wer dagegen versucht, Jesus seinen eigenen Denkkategorien zu unterwerfen, wird ihn verkennen. Die angemessene Reaktion auf Jesus ist nicht, ihn einer Beurteilung zu unterziehen. Es gibt nur eine angemessene Reaktion auf Jesus: Glaube. Wer Jesus durch Glauben begegnet, erkennt seine eigene Bedürftigkeit und dass es Jesus ist, der beurteilt – nicht die Menschen. Vielleicht ist die Bereitschaft,

Man kann Jesus nicht nach vorgefertigten Schablonen beurteilen.

das eigene Bild von Jesus korrigieren zu lassen, anstatt ihn nach diesem Bild zu beurteilen, das Wichtigste in der Begegnung mit ihm. Das gilt

sowohl für Fragende, die sich Jesus mit Hoffnungen und Sehnsüchten nähern, als auch für Nachfolger, die schon viel mit ihm erlebt haben. Vielleicht ist es gerade als Nachfolger Jesu wichtig, sich immer wieder darauf zu besinnen und sich bewusst zu machen, dass es nicht in erster Linie darauf ankommt, dass Jesus unsere Erwartungen erfüllt, sondern vielmehr darauf, unsere Erwartungen immer wieder neu an seiner Person auszurichten. Der Schlüssel dazu ist und bleibt der Glaube.

Benjamin Lange

Benjamin Lange studierte Musik, Mathematik und Theologie. Zurzeit arbeitet er als Mathematiker und ist zusammen mit seiner Frau in der Jugendarbeit in Darmstadt aktiv.



Fußnote:

¹ Es ist bezeichnend, dass die einzige Erwähnung von „Wundern“ im Johannesevangelium (Johannes 4,48) sich in negativer Weise auf einen bloßen Wunderglauben bezieht.



Der Nachlass



Die Abschiedsreden Jesu Johannes 14 - 16

Einordnung des Abschnitts

Die Kapitel 14 - 16 des Johannes-evangeliums werden als die Abschiedsreden Jesu bezeichnet. * Sie gehören nicht mehr zum öffentlichen Wirken Jesu (das mit Kap. 12 endet), sondern sind an den Kreis der Jünger gerichtet.

Eingebettet sind die Abschiedsworte Jesu zwischen dem beispielhaften Liebesdienst Jesu an seinen Jüngern (Fußwaschung – Kap. 13,1-31), und dem Gebet Jesu für seine Jünger (Hohepriesterliches Gebet – Kap. 17). In der Mitte der Abschiedsreden steht das Bild vom Weinstock, das die bleibende lebendige Verbindung zwischen Jesus und seinen Jüngern betont (Kap. 15). In den Kapiteln 14 und 16 ist vom Heiligen Geist die Rede, der auf die Jünger kommen soll – in Kapitel 14 von seiner Bedeutung für die Gemeinschaft zwischen den Jüngern und ihrem Herrn, in Kapitel 16 von seinem Mitwirken bei der Sendung der Jünger in die Welt.

In den Kapiteln 14 - 16 finden wir verunsicherte Jünger: Jesus spricht von Verherrlichung, aber auch davon, dass er seine Jünger verlassen wird – es bleibt alles so rätselhaft! Jesus kündigt an, dass einer unter ihnen Jesus verraten wird – aber wer wird das sein? Petrus will Jesus unbedingt folgen – aber Jesus sagt, dass Petrus ihn vielmehr bald verleugnen wird! Der innerste Kreis – Jesus und die Zwölf – wird einer Zerreißprobe ausgesetzt sein! So sind die Abschiedsreden Trost und Verheißung für Jünger Jesu damals und heute, die unruhig und voller Fragen der Zukunft entgegensehen, in der der

Glaube und tragende Beziehungen auf die Probe gestellt werden.

Im Unterschied zum Volk als Ganzes, dessen Unglaube am Ende von Kapitel 12 noch einmal abschließend festgestellt wird, sind die Jünger trotz allem die, die bei Jesus bleiben und glauben. Der „Nachlass“, von dem Jesus in den Abschiedsreden seinen Jüngern gegenüber spricht, wird ihnen und allen, die wie sie an Jesus als den Sohn Gottes glauben (vgl. Johannes 17,20ff), zugesprochen. Was ist es im Einzelnen, das den Jüngern bleibt, wenn Jesus zurück zum Vater gehen wird?

1. Die Begegnung mit Jesus, dem Wort des Lebens

Besonders im Evangelium und im ersten Brief des Johannes lässt sich nachempfinden, welche tiefe Prägung die Begegnung mit Jesus bei den Jüngern hinterlassen hat: *„Wir sahen seine Herrlichkeit ... voller Gnade und Wahrheit“* (Johannes 1,14). *„Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen, was wir betrachtet haben und unsere Hände betastet haben vom Wort des Lebens ...“* (1. Johannes 1,1). Die Apostel waren dem begegnet, der von sich sagen konnte: *„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“* (Johannes 14,6) und *„Wer mich sieht, der sieht den Vater“* (14,9).

Die ganze Tragweite dessen, was sie mit Jesus erlebt hatten, wurde den Jüngern allerdings erst nach Jesu Auferstehung und der Ausgießung des Heiligen Geistes

richtig klar. Hier, in den Stunden und Tagen, als die Auseinandersetzung zwischen Christus und den Mächten der Finsternis ihren Höhepunkt erreicht, sind die Jünger tief verunsichert, weil sie nicht verstehen, was passiert. Es mag ihnen zumute gewesen sein wie damals im Sturm auf dem See, bevor Jesus Wind und Wellen zum Schweigen brachte: Jede Sicherheit war ihnen genommen. Wie damals ruft Jesus seine Jünger auch hier wieder zum Vertrauen: *„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“* (14,1).

Jesus nimmt uns unsere Ängste nicht durch genaue Vorhersagen, sondern er ruft uns zum Vertrauen. Wir haben ihn und den Vater auf dem bisherigen gemeinsamen Weg kennengelernt – in unserem persönlichen Leben wie auch in der langen Geschichte des Volkes Gottes. Deshalb kann Jesus auch Vertrauen erwarten und uns bei unbekanntem Weg und in bedrohlich erscheinenden Situationen auffordern: *„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“* Glaubenserfahrungen, durch die Gott sich uns offenbart, sind die Basis für neues Vertrauen, jedoch keine menschlich verfügbaren Sicherheiten.

* Die Abschiedsreden beginnen genau genommen schon in Kap. 13,31.

2. Die Verheißung, Jesus wiederzusehen und bei ihm zu sein

„Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten ... Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin“ (14,2-3; vgl. 14,28; 16,22). Das unmittelbar Bevorstehende (Verrat, Verleugnung, Gefangennahme, Verurteilung, Kreuzigung, Sterben) steht in dem größeren Zusammenhang der Heilsgeschichte. Deren Ziel ist die Wiederherstellung der Gemeinschaft zwischen Gott und uns Menschen. „Er [Gott] wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein“ (Offenbarung 21,3). Wenn der Weg dahin auch durch solche dunklen Zeiten geht, so leuchtet doch diese Verheißung wie das Licht eines Leuchtturms als verlässliche Orientierung und Trost durch die Zeiten: Wir werden ihn (wieder-)sehen und bei ihm sein!

3. Die Vollmacht, im Namen Jesu zu beten und zu wirken

„Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und er wird noch größere als diese tun ... Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun“ (14,12-14; vgl. 15,16). Die Sendung Jesu in die Welt soll durch die Gemeinde fortgesetzt und auf alle Völker ausgeweitet werden – bis Jesus als Herr wiederkommt. Dafür verleiht er diese Vollmacht, in seinem Namen zu beten und zu wirken. Sein und des Vaters Wille soll geschehen. Sein und des Vaters Name soll geheiligt werden. Sein Vorbild soll die Gemeinschaft der Jünger prägen (Kap. 13).

4. Das Vorbild der Liebe Jesu und das Gebot, einander zu lieben

„Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe!“ (15,9) Die Liebe, die Jesus als dem eingeborenen Sohn des Vaters gilt, hat Jesus mit seinen Jüngern geteilt. In der Hingabe seines Lebens erreicht diese Liebe ein Maß, das nicht mehr zu überbieten ist. Und er wusste sich darin ganz eins mit seinem Vater. Die Jünger sollen nie vergessen: So wie Jesus war, so ist auch

der Vater: ein Freund der Menschen (vgl. 15,13; Titus 3,4).

Und nun sollen die Jünger auch zu solchen werden, die die empfangene Liebe und Freundlichkeit weitergeben, so wie sie es bei ihm selbst erlebt haben – seine Freundlichkeit gegenüber den Kindern (vgl. Markus 10,13ff), sein Erbarmen mit den Sündern (z.B. Zachäus), seinen Schmerz um die Verlorenen (vgl. Matthäus 9,36; Markus 6,34), seine große Geduld auch ihnen gegenüber als seinen Nachfolgern.

5. Der Heilige Geist – Gegenwart, Tröster, Beistand und Offenbarer Jesu

Die Jünger konnten Jesus auf dieser Erde erleben, die Wunder mit eigenen Augen sehen und die Verkündigung Jesu mit eigenen Ohren hören. Sie sind ihm nach seiner Auferstehung selbst begegnet. Und doch konnten auch sie das neue Leben nur als Glaubende bestreiten, als solche, die Jesus nicht bei sich festhalten konnten – also letztlich nicht anders als wir. Jesus tröstet seine Jünger und uns: „Ich sage euch die Wahrheit: Es ist gut für euch, dass ich weggehe. Denn wenn ich nicht weggehe, kommt der Tröster nicht zu euch. Wenn ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden“ (16,7).

Nicht die Sichtbarkeit des Heils ist das Wesentliche, sondern dessen Realität (wenngleich auch die Sichtbarkeit hinzukommen muss und wird). Mit der Rückkehr Jesu zum Vater tritt die Heilsgeschichte in ein neues Stadium und kommt ihrem Ziel, der Wiederherstellung der Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, einen entscheidenden Schritt näher. Jeder Mensch, der zu Jesus gehört, empfängt den Geist Gottes und hat damit im Geist schon teil an der Gemeinschaft des Vaters mit dem Sohn und an der Liebe zwischen Vater und Sohn. „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (14,23). Obwohl wir Jesus nicht sehen können, ist Jesus uns nicht ferner als denen, die ihn gesehen haben, sondern näher. Aus dem „Christus unter uns“ ist durch den Heiligen Geist ein „Christus in uns“ geworden. Damit ist das Wesentliche des ewigen Lebens

OBWOHL
WIR JESUS
NICHT SEHEN
KÖNNEN,
IST JESUS
UNS NICHT
FERNER ALS
DENEN, DIE
IHN GESEHEN
HABEN,
SONDERN
NÄHER.

AUS DEM
„CHRISTUS
UNTER UNS“
IST DURCH
DEN HEILIGEN
GEIST EIN
„CHRISTUS
IN UNS“
GEWORDEN.



**DER HEILIGE
GEIST IST KEIN
SCHWACHER
TROST
DAFÜR, DASS
JESUS NICHT
MEHR UNTER
UNS LEBT,
SONDERN
EIN ECHTER,
STARKER
TRÖSTER, WEIL
DURCH IHN
CHRISTUS
NUN IN DEN
SEINEN LEBT.**

schon Realität geworden, auch wenn es noch nicht sichtbar ist (vgl. 1. Johannes 3,2; Kolosser 3,3f). Der Heilige Geist ist deshalb kein schwacher Trost dafür, dass Jesus nicht mehr unter uns lebt, sondern ein echter, starker Tröster, weil durch ihn Christus nun in den Seinen lebt.

Der Heilige Geist ermöglicht auch ein neues Verstehen und Erkennen der Wirklichkeit – der unsichtbaren wie der sichtbaren. „Der Tröster, der Heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (14,26; vgl. 16,12-14). Die Evangelien berichten mehrmals davon, dass die Jünger Jesu Lehre über die Herrschaft/das Reich Gottes oder im Blick auf seine eigene Person vielfach nicht verstehen konnten. Die Fragen von Thomas (14,5), Philippus (14,8), Judas (14,22) und der Zwölf untereinander (16,17) und die dazugehörigen Antworten Jesu in den Abschiedsreden unterstreichen das. Erst die Ausgießung des Geistes ändert die Situation grundlegend: Durch den Heiligen Geist erhalten die Apostel einen „eigenen“, unmittelbaren Zugang zum Geheimnis und zum Ratschluss Gottes, wie er ihnen bis dahin verborgen war. Plötzlich fügen sich Dinge wie selbstverständlich zusammen, die vorher unvereinbar erschienen (z.B. Jesu Herrlichkeit und Leiden). Plötzlich wird ihnen die Bedeutung von Worten der Schrift oder von Worten Jesu bewusst, die ihnen vorher verborgen und unverständlich blieb.

Und schließlich wird der Heilige Geist den Nachfolgern Jesu beistehen bei ihrer Sendung in die Welt (Kap. 16). Weil wir Christen am gekreuzigten Christus festhalten – an der daran offenbar gewordenen menschlichen Schuld und der zugleich darin durch Gott bewirkten Sühne – trifft uns oft die gleiche Feindschaft wie sie Jesus erfahren hat. Der Heilige Geist tritt gemeinsam mit uns als Zeuge für Jesus und für die Wahrheit Gottes ein. Egal, ob wir uns wegen unseres Glaubens verantworten müssen, ob wir nur durch unsere Lebensführung Zeugen für Jesus sind oder ob wir die Botschaft von Jesus weitersagen – in allem wird uns der Geist beistehen, uns Worte und Weisheit geben (Matthäus 10,19-20), aber auch die Augen der Menschen öffnen und sie von der Wahrheit Gottes überführen (Johannes 16,8-11).

6. Friede und Freude, wie sie die Welt nicht geben kann

Alle rätselhaften Worte Jesu in seinen letzten Stunden mit den Jüngern sind umschlossen und durchzogen von Trost und Ermutigung: „Euer Herz erschrecke nicht!“ (14,1) „Meinen Frieden gebe ich euch ... Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ (14,27). „... der Fürst dieser Welt. Er hat keine Macht über mich“ (14,30). „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibt“ (15,16). „Dies habe ich zu euch geredet, damit, wenn ihre Stunde kommen wird, ihr daran denkt, dass ich's euch gesagt habe“ (16,4). „Ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden ... ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (16,20.22). „Das habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (16,33).

Wie schnell sind wir, auch wenn wir Jesus schon länger kennen, in unbekanntem und bedrohlich erscheinenden Situationen besorgt und ängstlich oder in Momenten des Versagens dabei, uns selbst zu zerfleischen. Wie schnell können wir bei Wegen, die wir nicht verstehen, Gott nicht mehr so uneingeschränkt vertrauen. Wie sehr suchen wir nach Sicherheiten, an denen wir uns festhalten können. Aber nicht wir können uns festhalten, sondern Jesus hält uns fest! Wir müssen durch Wehen hindurch (Abschied, Verrat, Verleugnung, Angst, Zweifel), aber selbst wenn es durchs Sterben hindurchgeht, sind es die Wehen einer Geburt und nicht des Todes. Sein Friede und seine Freude, die er allen schenkt, die glauben, sind nicht von dieser Welt, sondern aus der Ewigkeit.

Peter Leupold

Peter Leupold ist hauptberuflicher Mitarbeiter der Gemeinde Leipzig, Schiebestraße.



Glaube ...

Kein Sprung ins Ungewisse

Glaube und Wissenschaft

Heutzutage hört man viele Leute sagen: „Wir würden gerne an Gott und Christus glauben, aber nach all den Jahren der Indoktrination des Atheismus ist es sehr schwer für uns zu glauben. Für uns erscheint der Glaube als eine so willkürliche Sache. In der Wissenschaft kann man Beweise und Belege haben und braucht keinen Glauben. Aber beim Christentum muss man einfach so glauben, ohne dafür jegliche Beweise oder Zeugen zu haben. Es ist gerade so, als ob man mit geschlossenen Augen aus dem Fenster in die stockfinstere Nacht springt und dabei hofft, irgendwo sicher zu landen.“

Andere meinen, dass der Glaube wie eine künstlerische Ader sei: Entweder man hat ihn, oder man hat ihn nicht; und daran kann man nichts ändern.

Keine dieser Sichtweisen ist richtig. Die Vorstellung, dass die Wissenschaft ohne Glauben auskommt, ist darüber hinaus sogar falsch. Tatsächlich ist Glaube für wissenschaftliche Bemühungen grundlegend. Albert Einstein sagte: *„Der Glaube, dass das Universum mit den geschaffenen Dingen für den menschlichen Verstand zugänglich ist und die geltenden Regeln rational sind, fällt in den Bereich von Religion. Ich kann mir keinen echten Wissenschaftler vorstellen, der diesen tiefen Glauben nicht teilt.“*

Natürlich hat es sowohl Wissenschaftler als auch Philosophen gegeben, die es infrage gestellt haben, ob es das Universum, das die Wissenschaftler beschreiben, überhaupt gibt. Sie haben angenommen, dass es nur in dem Denken und den Konzepten der Wissenschaftler selbst existiert. Sie behaupten, die Theorien der Wissenschaftler antworten auf keine objektive Wirklichkeit. Aber das ist verständlicherweise nur die Sicht einer kleinen Minderheit.

Die große Mehrheit glaubt doch, dass das Universum, das sie entweder direkt oder mithilfe ihrer Instrumente untersuchen, tatsächlich da ist. Sie schaffen es nicht erst durch ihre Beobachtungen, Messungen, Hypothesen, Theorien, Experimente und Interpretationen. Sie akzeptieren seine Existenz als gegeben. Es stimmt, dass sie Details entdeckt haben, von denen sie vorher nicht wussten, dass es sie gibt, z.B. Elementarteilchen. Aber diese Details gab es, bevor sie diese entdeckten. Der Wissenschaftler kann also durch seine Studien das Universum nicht erschaffen – er versucht nur, es zu verstehen. Und zu diesem Zweck fügt er sich mit seinem Verstand den Beweisen, die ihm anhand des Universums dargeboten werden; und er beurteilt die Wahrheit seiner Theorien in dem Ausmaß, soweit sie durch Experimente erklärt werden können.

Nun erklärt die Bibel, dass es das Universum deshalb gibt, weil Gott es ins Dasein gerufen hat. Er hat es geschaffen. Er ließ es durch sein schöpferisches Wort entstehen (1. Mose 1; Johannes 1,1-4; Hebräer 11,3). Es ist eine Offenbarung von Gottes Gedanken, ein Ausdruck seines schöpferischen Denkens. Wenn ein Wissenschaftler diese Offenbarung studiert, dann denkt er Gottes Gedanken nach, wie Kepler es formulierte. Egal, ob der Wissenschaftler das weiß oder nicht.



In gleicher Weise erklärt die Bibel, dass dieser Gott, der sich selbst in der Schöpfung offenbart hat, sich uns auch in seinem Sohn Jesus Christus offenbart hat. Christus ist nicht durch die Kirche erschaffen worden und auch nicht das Produkt religiöser sowie theologischer Spekulationen. Er wird in der Bibel das Wort Gottes genannt, weil sich Gott in ihm viel unmittelbarer und umfassender offenbart und zu uns Männern und Frauen gesprochen hat, als er es durch die Schöpfung je tun könnte. In der Schöpfung zeigt uns Gott seine Macht und Majestät. In Christus, dem Wort Gottes, hat Gott uns sein Herz mitgeteilt. Unsere Aufgabe ist es also, die vorliegenden Beweise von Gottes Selbstoffenbarung in Christus zu studieren, gerade so, wie Wissenschaftler die vorliegenden Beweise von Gottes Selbstoffenbarung in der Schöpfung studieren.

Nun stimmt es, dass Wissenschaftler argwöhnisch sind, wenn ihnen wissenschaftliche Erklärungen präsentiert werden, die zu einfach sind. Sie haben durch Erfahrung gelernt, dass uns das Universum ständig mit dem Unerwarteten konfrontiert, mit Phänomenen, die nur in Begriffen erklärt werden können, welche dem normalen menschlichen Verstand zu widersprechen scheinen. Aber Wissenschaftler lehnen solche schwierigen Erklärungen nicht von vornherein ab. Tatsächlich sind sie bereit, ihnen mehr zu vertrauen als dem gesunden Menschenverstand; und die letzte Bestätigung für ihr Vertrauen besteht darin, dass sie auf ihrer Grundlage Experimente machen und dass diese funktionieren.

Entsprechend ist es auch mit Gottes Selbstoffenbarung an die Menschen durch Jesus Christus. Wie wir wissen, erklärt das Neue Testament, dass Jesus Christus sowohl Gott als auch Mensch ist. Diese Erklärung scheint für viele dem gesunden Menschenverstand völlig zu widersprechen. Wenn sie dann noch feststellen, dass sogar die Bibel selbst keine komplette Erklärung dafür anbietet, wie er Gott und Mensch gleichzeitig sein kann, dann tun sie das Ganze als primitiven Mythos ab. Aber das ist, wie wir gesehen haben, wohl kaum eine wissenschaftliche Reaktion.

Diejenigen, die Jesus Christus begegneten, als er auf dieser Erde war, entdeckten natürlich zuerst, dass er ein echter Mensch war. Gleichzeitig fanden sie, dass er nicht wegzuerklärende Eigenschaften besaß, die zeigten, dass er viel mehr als ein Mensch war. Christi Erklärung dafür war, dass er Gott und Mensch gleichzeitig war. Und wenn wir fragen, wie von uns erwartet werden kann, diese Erklärung zu glauben, dann wird uns das Neue Testament auf Nachforschungen und Experimente hinweisen, die wir machen können und die uns beweisen werden, dass die Erklärung wahr ist (Johannes 7,16-17; 20,30-31). Tatsächlich behauptet das Neue Testament nicht nur, dass Jesus eine reale historische Person war, sondern dass er, als aus den Toten Aufgestandener, eine lebende Person ist, mit der man in Kontakt treten kann.

Warum das Neue Testament lesen?

Jemand mag gut und gern einwenden: „Es nützt mir nichts, das Neue Testament zu lesen. Wenn mir das Neue Testament etwas geben könnte, müsste ich erst glauben, dass es wahr ist, bevor ich es lese. Und weil ich nicht glaube, dass es wahr ist, macht es keinen Sinn, es zu lesen.“ Aber eine solche Abwehr beruht auf einem Missverständnis, denn man muss nicht erst glauben, dass das Neue Testament wahr ist, bevor man es liest. Wenn Sie das Neue Testament noch nie ernsthaft gelesen haben, können Sie andererseits im Voraus auch nicht ehrlich und im wissenschaftlichen Sinne sagen, dass es nicht wahr ist. Sie würden eine solche Haltung beispielsweise auch nicht gegenüber einer Zeitung haben. Nachdem Sie bereits viele Zeitungen gelesen haben, wissen Sie, dass Zeitungen haftbar gemacht werden, wenn sie Aussagen enthalten, die nicht wahr sind.

Aber deshalb weigern Sie sich nicht, Zeitung zu lesen. Sie lesen Zeitungen mit der Überzeugung, Wahrheiten von Falschmeldungen unterscheiden zu können. Und wenn Sie das im Moment nicht können, dann schieben Sie Ihr Urteil auf. Lesen Sie das Neue Testament in der gleichen Weise; und wenn Sie es gelesen haben – und nur dann –, sollten Sie sich Ihre Meinung darüber bilden, ob Jesus die Wahrheit sprach oder nicht. Glaube an Jesus kann nicht kommen, ohne dass Sie vorher hören, was er sagt. Sich zu weigern, ihm zuzuhören, ist kein Zeichen von intellektueller Meisterleistung, sondern Aufklärungs- und Fortschrittsfeindlichkeit.

Natürlich stehen hierbei viel wichtigere Dinge auf dem Spiel als beim Lesen eines Zeitungsberichtes. Wie wir am Anfang sahen, ist die erste Bedingung, die das Neue Testament für die Errettung darlegt, das Bekenntnis, dass Jesus Herr ist! Das beinhaltet natürlich auch, dass man Jesus als persönlichen Herrn und Meister annimmt und bereit ist, ihn vor der Welt als solchen zu bekennen. Aber es schließt mehr als das mit ein. Im Alten Testament heißt es: „*Ich, ich bin der HERR, und außer mir ist kein Erretter*“ (Jesaja 43,11). „Der HERR“ ist ein Synonym für Gott, den Schöpfer. Wenn Jesus nicht dieser HERR wäre, wenn er nicht Gott in Menschengestalt wäre, dann könnte er niemanden retten. Dieser Anspruch ist gewaltig, und das Neue Testament wird gewiss nicht von uns erwarten, dass wir das glauben, ohne dass es uns Beweise liefert, auf die wir unseren Glauben gründen können. Die Frage ist also: Welche Beweise gibt es, die uns zu dem Glauben führen, dass Jesus in diesem Sinne HERR ist?

Jesu eigene Aussagen als Beweis

Es mag auf den ersten Blick naiv erscheinen, aber der Hauptgrund zu glauben, dass Jesus der Sohn Gottes ist, stellen seine eigenen Aussagen dar. Das wirft sofort die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit auf. Und das ist auch völlig richtig; denn selbst wenn alle Beweise unmissverständlich seine Göttlichkeit bezeugen, so ist doch die letztendliche Frage, welche von der menschlichen Seele entschieden werden muss, wenn sie mit Jesus Christus konfrontiert wird: Ist er wahrhaftig? Spricht er die Wahrheit? Welchen Wert können wir seinem oft wiederholten „*Wahrlich, wahrlich, ich sage euch*“ beimessen? Das trifft auch bei Gott

zu. Die letztendliche Frage lautet nicht: „Gibt es einen Gott?“, sondern: „Ist Gott wahrhaftig? Kann man ihm vertrauen?“

Jemand mag sagen: „Aber Sie können nicht von uns erwarten zu glauben, dass Jesus der Sohn Gottes ist, nur weil er das selbst gesagt hat. Das ist nicht glaubwürdig.“ Die Zeitgenossen Christi warfen dieselbe Frage auf: „*Du zeugst von dir selbst*“, sagten sie; und dann zogen sie daraus den Schluss: „*Dein Zeugnis ist nicht wahr*“, d.h. es ist nicht gültig (Johannes 8,13).

Christus hat diese ungerechtfertigte Schlussfolgerung sofort bestritten. Er entgegnete: „*Auch wenn ich von mir selbst zeuge, ist mein Zeugnis wahr, weil ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe; ihr aber wisst nicht, woher ich komme und wohin ich gehe*“ (Johannes 8,14).

Er bezog sich freilich auf den Himmel, woher er kam und wohin er bald wieder gehen würde. Er sprach mit der Autorität persönlicher Erfahrung. Es war absolut ungerechtfertigt zu schlussfolgern, dass sein Zeugnis zwangsläufig ungültig sei, weil er als Einziger von diesen Dingen reden konnte.

Nehmen wir ein Beispiel. Für die Menschen, die vor 3000 Jahren im Mittelmeerraum lebten und am Himmel die Mittagssonne betrachteten, war es eine absolute Tatsache, dass diese Sonne vorher auf ihrer linken Seite aufgegangen war und nachher auf ihrer rechten Seite untergehen würde. Nehmen wir nun an, dass eines Tages ein einzelner Mann aus Südafrika ankommt, der Erste von dort, der den Mittelmeerraum besucht. Er könnte nun sagen, dass es in dem Land, wo er herkomme, beim Anschauen der Mittagssonne eine absolute Tatsache sei, dass sie vorher auf der rechten Seite aufgegangen sei und nachher auf der linken Seite untergehen werde. Die Frage ist: Wäre es von den Bewohnern des Mittelmeerraums richtig gewesen, ihm zu glauben? Was er sagte, war das Gegenteil von dem, was sie bisher erlebt hatten, und widersprach ihrer damaligen Wissenschaft und Kosmologie. Sie hätten antworten können: „Du bist der Einzige, der uns je solche Sachen gesagt hat. Wir können das nicht glauben, nur weil du es so sagst. Dein Zeugnis ist nicht gültig. Wir können nicht glauben, dass es ein Land gibt, wo sich die Sonne so verhält, wie du es behauptest.“ Er könnte geantwortet haben: „Auch wenn ich der Einzige bin, der euch das mitteilt, ist mein Zeugnis doch gültig. Ich kenne das Land, wo ich herkomme und in das ich bald

zurückkehren werde. Ihr kennt dieses Land nicht.“ Und er hätte damit recht. Sein Zeugnis ist gültig, und wenn sie ihm geglaubt hätten, dann hätten sie damit das geglaubt, was tatsächlich wahr ist.

Und wie können wir zwischen abergläubischen religiösen Legenden und dem, was Christus sagte, unterscheiden?

Christus selbst antwortete auf solche Fragen, indem er klarmachte, dass – obwohl seine bloßen Aussagen in sich selbst gültig sind – es zusätzliche Beweise gab, die seinen Anspruch bekräftigten, und das waren seine Wunder (Johannes 5,36). Er beanspruchte, Werke von solcher Art und Bedeutung zu tun, wie niemand anders sie je getan hatte (Johannes 15,24).

Der Beweis von Christi Wundern

„*Auch viele andere Zeichen hat nun zwar Jesus vor seinen Jüngern getan, die nicht in diesem Buch geschrieben sind. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr glaubend Leben habt in seinem Namen*“ (Johannes 20,30-31).

„Alles klar“, mag jemand sagen, „aber welche Beweise gibt es dafür, dass die Wunder, von denen in den Evangelien berichtet wird, tatsächlich passiert sind? Wir waren nicht dabei, um sie zu sehen. Wie können wir sicher sein, dass diese Berichte wahr sind? Und was war überhaupt der Zweck dieser Wunder? Sagt nicht die Bibel, dass auch andere Leute, wie z.B. Elia, ebenso Wunder taten? Aber das bewies nicht, dass einer von ihnen der Sohn Gottes war. Wie beweisen also Jesu Wunder, dass er es ist?“

Für den historischen Beweis, dass Jesus Wunder vollbrachte, sind wir auf das Zeugnis der christlichen Apostel angewiesen. Wir haben keinen zwingenden Grund, ihnen von vornherein nicht zu glauben, denn die Vorstellung, dass Wunder unmöglich sind, ist nicht wissenschaftlich bewiesen; sie umfasst ein unbewiesenes und unbeweisbares Axiom von gewissen (aber nicht allen) Weltanschauungen.

Die Frage ist also keine wissenschaftliche, sondern eine historische: Ist das Zeugnis der Apostel glaubwürdig?

Zuerst dürfen wir sicher sein, dass die Apostel keine wissentlichen und bewussten Lügner waren. Wenn uns Johannes also mitteilt, dass er und seine Mitapostel Jesus sahen, wie er vor ihren Augen Wunder tat, ist klar, dass er glaubte, über

ein tatsächliches historisches Ereignis zu berichten.

Zweitens sollten wir den Anspruch von Johannes bemerken, dass – wenn er über die Wunder Jesu berichtet – er sie nicht einfach nur vom Hörensagen her wiedergibt. Er und seine Mitapostel waren Augenzeugen aus erster Hand. Die Wunder, über die sie berichten, geschahen „vor seinen Jüngern“.

Und drittens – und das ist das Wichtigste – sollten wir die Natur der Wunder Jesu bemerken. Sie waren nicht nur historische Ereignisse. Sie bieten uns eine andere Art von Beweis, der uns sogar heute noch mit einer Direktheit herausfordert, welche die Geschichte überdauert. Das neutestamentliche Griechisch macht es uns deutlich. Es sagt, dass Christi Wunder nicht nur Taten von besonderer Macht (griechisch *dynamis*) und nicht nur beeindruckende Wunder (griechisch *teras*) waren, welche die Aufmerksamkeit der Leute erregten; sie waren auch Zeichen (griechisch *semeion*), die über sich hinaus auf etwas viel Größeres zeigten, auf etwas viel Wichtigeres als das Wunder selbst!

Nehmen Sie z.B. das Wunder der Speisung der Fünftausend in Johannes 6. Auf der ersten Bedeutungsebene vollbrachte Jesus dieses Wunder, weil er Mitleid mit dem körperlichen Hunger der Leute hatte. Aber das war nicht der einzige Zweck – auch nicht sein Hauptzweck. Die Menschen wurden natürlich am nächsten Tag wieder hungrig. Aber der Bericht selbst erzählt uns, dass Jesus sich weigerte, dieses Wunder zu wiederholen, als die Menschen am nächsten Tag wiederkamen und lautstark eine Wiederholung forderten. Warum? Wenn er doch so wundersame Kräfte besaß, warum hat er sie dann nicht Tag für Tag genutzt, bis jeglicher Hunger von der Erde verbannt gewesen wäre? Und warum macht er das heute nicht immer noch? Weil die Menschen, wie er sagte, den höheren Zweck, die Bedeutung des wunderbaren Zeichens, nicht sahen bzw. absichtlich ignorierten (Johannes 6,26). Das Wunder hätte sie nicht nur auf die Tatsache aufmerksam machen sollen, dass Jesus ihr Schöpfer in menschlicher Gestalt war, sondern auch darauf, dass er vom Himmel gekommen war, um sich für sie als Brot des Lebens hinzugeben, damit er ihren geistlichen Hunger stillen konnte. Der Magen, der in sich selbst Materie ist, kann durch materielle Dinge befriedigt werden. Aber der menschliche Geist (der von Gott, der Geist ist, erschaffen

wurde) kann nie mit materiellen Dingen vollständig befriedigt werden, auch nicht mit bloßen ästhetischen oder intellektuellen Freuden. Er braucht die Gemeinschaft mit einer Person, und diese Person ist niemand anders als sein Schöpfer. Ohne ihn ist der menschliche Geist zu immerwährendem Hunger verdammt, den selbst tausend materielle Wunder nicht stillen können.

Die Wahrheit der Wunder prüfen

Auf dieser Ebene können wir selbst die Wahrheit dieser Wundergeschichte prüfen. Sie bietet uns eine Diagnose eines menschlichen Bedürfnisses. Sie sagt, dass wir geistlich hungrig sind – ganz gleich, ob es uns bewusst ist, auf was (oder besser auf wen) wir Hunger haben. Stimmt das? Wir kennen unser Herz; wir können entscheiden, jeder für sich selbst, ob diese Diagnose wahr ist.

Viele wurden natürlich gelehrt und dazu erzogen, ihren geistlichen Hunger zu unterdrücken. Einige waren darin erfolgreich und werden ehrlich behaupten, dass sie keinen Schmerz wegen eines geistlichen Hungers verspüren. Aber das kann ein besorgniserregendes Anzeichen sein. Wir wissen, dass es anfangs sehr schmerzhaft ist, wenn Menschen ohne Nahrung körperlich hungern. Aber nach einer Zeit hört der Schmerz auf und kommt nicht zurück, bis der Tod nahe bevorsteht und unausweichlich ist. Beim geistlichen Verhungern und seinem letzten Stadium, dem zweiten Tod, kann es ähnlich sein.

Aber für diejenigen, denen ihr geistlicher Hunger bewusst wird, bietet sich Christus als lebendiges Brot an. Sehnen sich Menschen nach dieser geistlichen Dimension des Lebens, d.h. nach ewiger Gemeinschaft mit Gott, die hier auf der Erde beginnt und über das Grab hinaus bis in Gottes Himmel hineinreicht? Christus versichert, dass er das geben kann (Johannes 6,28-58). Sehnen sie sich danach, dass ihr Geist von den Schatten befreit wird, den die Schuld und die Bindungen an die Sünde auf ihn werfen? Christus kann ihnen durch seinen Tod auch das schenken (Johannes 8,31-36).

Wie können wir also wissen, dass er wahrhaftig ist und dass er gemäß seinen Behauptungen der Schöpfer in menschlicher Gestalt ist? In der gleichen Weise, wie wir wissen können, dass ein Laib Brot wirklich unseren körperlichen Hunger stillt. Indem wir zu dem Brot kommen, auf seine sättigende Wirkung vertrauen,

es nehmen und essen. So sagt Jesus zu denen, die die Wahrheit seiner Diagnose des geistlichen Hungers verstanden haben: „*Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, wird niemals dürsten*“ (Johannes 6,35). Diejenigen, die kommen und glauben, werden entdecken, dass er recht hat. Aber nun wenden wir uns einer anderen Art von Beweis zu, der sich von dem Beweis der Wunder Jesu unterscheidet.

Der Tod Christi als Beweis

Gemäß dem Neuen Testament sind es nicht nur – und nicht in erster Linie – die Wunder Jesu, die nach Gottes Absicht unseren Glauben an Jesus hervorrufen sollen. Es ist vielmehr Christi Tod am Kreuz:

„... weil ja sowohl Juden Zeichen fordern als auch Griechen Weisheit suchen; wir aber predigen Christus als gekreuzigt [...]. Denn ich hielt nicht dafür, etwas unter euch zu wissen, als nur Jesus Christus, und ihn als gekreuzigt damit euer Glaube nicht auf Menschenweisheit beruhe, sondern auf Gottes Kraft ... Denn das Wort vom Kreuz ist denen, die verlorengehen, Torheit; uns aber, die wir errettet werden, ist es Gottes Kraft“ (1. Korinther 1,22-23; 2,2.5; 1,18).

Wie ruft also das Kreuz Christi den Glauben in uns hervor, dass er unser fleischgewordener Schöpfer ist, der Sohn des lebendigen Gottes? Das geschieht, weil das Kreuz des Sohnes Gottes offenbart, wie Gott wirklich ist.

Es ist offensichtlich, dass wir zuerst wissen müssen, wie es im Herzen Gottes aussieht, wenn unsere Herzen je Gott glauben, ihm vertrauen und ihn lieben sollen. Nun kann uns die Philosophie das nicht sagen. Sie kann über Gott Vermutungen anstellen, aber uns nicht sagen, was in seinem Herzen ist. (Sie kann uns nicht einmal sagen, was im Herzen unseres Nachbarn vor sich geht.) Auch die Schöpfung Gottes kann es uns nicht mitteilen. Durch sie können wir seine Macht sehen; aber sie kann uns nicht eindeutig sein Herz zeigen. Wenn wir je wissen wollten, was Gottes Herzenshaltung uns gegenüber ist, dann musste Gott die Initiative ergreifen und sich offenbaren. Und das musste in einer Art und Weise geschehen, die wir Menschen auch verstehen konnten. Deshalb die Fleischwerdung: Das Wort Gottes wurde Fleisch. [...]

Durch das Kreuz seines Sohnes zeigt Gott natürlich auch seine unverminderte

Heiligkeit. Sünde kann sich nur sein kompromissloses Missfallen zuziehen. Sie muss bestraft werden.

Aber gleichzeitig – und vor allem – zeigt Gott seinen Geschöpfen durch den Tod seines Sohnes sein Herz. Obwohl sie von Satan getäuscht wurden und die Sünde sie zu Feinden Gottes machte, bleibt er ihnen treu. Er liebt sie mit einer Liebe, die nur ein Schöpfer für seine Geschöpfe haben kann. Er will nicht, dass eines von ihnen verlorengelht, sondern vielmehr, dass alle zur Buße kommen (2. Petrus 3,9). Anstatt dass sie unter der Strafe für Sünde ins Verderben gehen, würde er selbst auf Kosten des Leidens seines göttlichen Sohnes die Strafe bezahlen, um so mit Recht allen vollständige und ewige Erlösung anbieten zu können.

Das Kreuz verkündet, wie Gott sich danach sehnt, dass alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen – damit sie entdecken, wie Gott wirklich ist und wie sein Herz ihnen gegenüber empfindet und fühlt. Um der Welt zu zeigen, wie das Herz des Vaters empfindet, hat sich der Sohn für alle als Sündopfer hingegeben, um so zu ermöglichen, dass die Sehnsüchte von Gottes Liebe erfüllt werden können (1. Timotheus 2,3-6).

Das Kreuz Christi ist somit der umfassendste Ausdruck von Gottes Liebe, den es je gab und je geben wird. Nicht eine oder sämtliche Freuden des Himmels werden Gottes Liebe völliger ausdrücken als die Dahingabe seines Sohnes auf Golgatha. In diesem Sinne ist das Gottes letzte Botschaft; es gibt nichts Herrlicheres oder Mächtigeres, womit er unsere Liebe und unseren Glauben gewinnen könnte. Die Frage ist, ob wir Gottes Liebe erkennen können, wenn wir das Kreuz betrachten. Schafe, so einfache Geschöpfe sie auch sind, können instinktiv die Liebe und Fürsorge eines wahren Hirten erkennen, wenn sie ihr begegnen. [...]

Kein anderer religiöser Führer oder Gründer einer Weltreligion wird je vor Ihnen stehen und sich direkt an Ihr Herz wenden, indem er sagt: „Ich bin dein Schöpfer. Und weil ich dein Schöpfer bin, liebe ich dich, so wie du bist, trotz deiner Sünden. Und der Beweis ist: Ich selbst starb für dich!“

David Gooding / John Lennox

Aus: Schlüsselbegriffe der Bibel, CLV-Bielefeld

